

# Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Freppmaier

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition  
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa de Correo Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:  
Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa de Correo 502

Nr. 15

São Paulo, 4. Oktober 1912

IX. Jahrg.

## Volkswirtschaftliche Rundschau

Das Kaffeegeschäft in August in Santos und Rio. Unsere Exportfirmen. — Kaffeeland u. Kaffeekultur in Paraná; eine Knacknuss für die Valorisatoren. — Neue Kaffeebereitungsart mit Kalt-Verfahren.

Im Monat August erreichte die Kaffeeausfuhr über Santos 529.051 Sack gegen 699.733 Sack im Juli und 951.931 Sack im August 1911. Natürlich haben die besonders durch den Docas-Streik verursachten Verkehrsstörungen die Hauptsache dazu beigetragen, daß die heurige Augustaufuhr um mehr als 300.000 Sack hinter der des Vorjahres zurückblieb, da weder die Preislage noch das Ernteresultat sonst eine solche Abnahme würde verursacht haben, da beide bedeutend günstiger sind als im Vorjahr.

Von den 529.051 Sack gingen 167.336 nach New York und 50.037 nach New Orleans, 73.926 nach Hamburg und 4000 nach Bremen, 66.935 nach Triest und 2875 nach Fiume, 40.780 nach Rotterdam und 6500 nach Antwerpen, 21.108 nach London, 19.352 nach Buenos Aires, 17.545 nach Marseille und 4133 nach Havre, 16.320 nach Genua etc.

Lampport u. Holt-Line transportierte 124.450 Sack, die Prince Line 83.556, Hamburg-Amerika 70.935, Hamburg-Südamerika 60.514, Norddeutscher Lloyd 14.256, Adria 37.046, Austro-Americana 35.677, Royal Mail 25.645, Transportes Maritimes 21.583 und Messageris Maritimes 2.078 etc.

Die verschiedenen Firmen beteiligten sich an diesem Export mit folgenden Quantitäten:

	Juli 1912	August 1912
	Sack	Sack
Prado Chaves & Co.	216.680	133.963
Theodor Wille & Co.	66.924	63.177
Naumann Gepp & Co.	30.725	59.291
Michaelsen, Wright & Co.	25.064	30.037
Franco-Brésilienne	16.948	19.217
Hard, Rand & Co.	32.259	27.622
Krische & Co.	31.931	11.851
Leon Israel & Bros	15.050	22.123
C. F. de Lima & Co.	26.872	14.510
R. Johnston & Co.	30.804	24.019
Roxo & Co.	12.502	7.325
Arbuckle & Co.	76.619	—
Nossack & Co.	11.485	10.225
George Rosenheim	—	—

	1.914	—
Comp. Comercio de Café	1.914	—
Barbosa & Co.	—	—
Holworthy, Ellis & Co.	18.705	5.225
Eugen Urban & Co.	12.566	15.790
Schmidt & Trost	0.725	3.175
George W. Ennor	3.080	20.581
M. Laughlin & Co.	1.711	7.745
Leme Ferreira & Co.	7.825	9.825
G. Trinks & Co.	5.739	7.242
R. Alves Toledo & Co.	15.200	11.880
Baldvin & Co.	4.505	—
Pamplona & Co.	2.750	—
Levy & Co.	8.375	—
Whitaker, Brotere & Co.	10.950	4.665
Zerrenner, Bülow & Co.	4.505	137
Leite & Santos	2.750	—
Nioac & Co.	10.950	3.625
J. Cordeiro	2.650	3.500
Konsum an Bord	54	104
Verschiedene	3.117	7.911

Zusammen 699.733 529.051

Im Hafen von Rio de Janeiro erreichte während des Monats August die Kaffeeausfuhr 232.186 Sack gegen 196.139 im Juli, bei gleichzeitiger Zufuhr von 231.127 Sack, so daß die Gesamtzufuhr aus dieser Ernte 416.811 Sack beträgt und die Ausfuhr 428.325 Sack, mit einem Stock von 230.929 Sack am Ende August. Der Monat August eröffnete für Typ 7 mit einem Preis von 12\$400 bis 12\$500 per Arroba. Darauf stellte sich im Laufe der ersten Monatshälfte eine Verflachung des Marktes ein, die am 16. den niedrigen Stand von 11\$900 bis 12\$ erreichte. Von da an befestigte sich der Markt wieder, so daß er am 22. sogar Preise von 12\$500 bis 12\$600 ansetzte, die aber im Reste des Monats sich auf 12\$200 bis 12\$400 hielten. So waren die Augustpreis-Extreme 11\$900 bis 12\$600 gegen 12\$500 bis 13\$100 im Juli. New York variierte im selben Monat pro Pfund von 13 $\frac{3}{4}$  bis 14 $\frac{1}{8}$ , Havre von 77,25 bis 80,75 pro 50 Kilo, Hamburg von 66,25 bis 65,50 Pfg. pro  $\frac{1}{2}$  Kilo und London von 57,3 bis 60,6 pro 112 Pfund. An diesen 4 Börsen wurden 5.871.000 Sack verkauft, gegen 3.603.000 Sack im Juli.

\* \* \*

Vor Monatsfrist hat der Kaffeemaklerverein in einem Berichte an den Ackerbauminister darauf hingewiesen, daß im Staate Paraná die Kaffeepflanzungen allmählich einen Umfang annehmen, der auf

die Lage des Kaffeemarktes mit der Zeit von Einfluß werden könnte. Die Mitteilung hat in Fazendeiroskreisen alarmiert. Die Maklerjunta hat sich indessen an den Ackerbausekretär von Paraná um bezügliche Information gewendet und unterm Datum vom 11. v. M. folgende Rückantwort erhalten. „In den Distrikten von Jacaresinho und Ribeiro Claro existieren gegenwärtig 1.200.000 Kaffeebäume, von denen aber die volle Produktionskraft nur die Hälfte erreicht hat und da die diesjährige Ernte gering ausfällt, so wird der Ertrag sich auf etwa 60.000 Arroben belaufen, von denen wahrscheinlich gar nichts zum Export gelangen wird. Gegenwärtig ziehen es die Fazendeiros von Paraná, die Kommissionisten von Santos sind, vor, ihren Kaffee per Arroba zu 10 Milreis an der Türe der Fazenda zu verkaufen, statt ihn nach Santos zu schicken. Dieser Kaffee wird in Tropas nach Jaguariahyva geschickt und dort für den internen Konsum des Staates verkauft.

Nach vier Jahren wird sich die Sachlage allmählich ändern, denn dann wird die Kaffeepflanzung in jener Zone vielleicht 4 Millionen Bäume aufweisen und wenn es nicht mehr sind, so ist es wegen Mangel an Arbeitskräften. Jeder Bodenarbeiter verdient dort mit Kaffeepflanzen einen Tagelohn von 4 Milreis. Dieses Pflanzfieber rechtfertigt sich durch die für die Kaffeekultur ausgezeichnet geeigneten Ländereien. Die paranaenser Kaffezone umfaßt die Talgebiete des Parapanema, des Tibagy und des Ivalhy und wird auf 1600 Quadratleguas berechnet, allein für das Gebiet mit roter Erde und heißem Klima; und das ist sicherlich im Minimum gerechnet. Der Waldreichtum dieser noch völlig jungfräulichen Zone, die fast ganz ohne Verkehrswege ist, ist kolossal. Außerhalb dieser Zone haben wir noch unsere eigentlichen Mate-Wälder, die für sich allein unsere wirtschaftliche Zukunft sichern.“

Die Associação Commercial ihrerseits hat für den Export von Paraná-Kaffee über Santos folgende Ziffern gegeben:

1909—10	Sack 1518
1910—11	„ 3838
1911—12	„ 3362

Vom Inspektor des nationalen Ackerbauministeriums in Curityba werden noch weitere Informationen über diese Frage erwartet. Aus den bisherigen Informationen ist ersichtlich, daß die Kaffeeproduktion jener Pflanzungen bisher auf den Kaffeemarkt keinen Einfluß auszuüben vermochten.“

Soweit ist die Information der Kaffeemaklerkommission beruhigend ausgefallen, aber zugleich enthält doch der Bericht des paranaenser Ackerbausekretärs die deutlichsten Angaben und Hinweise darauf, daß Paraná in nicht zu ferner Zeit auf dem Kaffeemarkt ein ernster Konkurrent nicht nur werden kann, sondern tatsächlich wird. Die 1600 Quadratleguas echter terra roxa virgem sind imstande, einen Ertrag zu liefern, der schwer in die Wagsschale fällt und die paulistaner Valorisation aus dem Gleichgewicht bringt. Denn solche patriotische Selbstverleugnung werden die Paulistaner von ihren Nachbarn doch nicht erwarten, daß diese nicht auch ihre geeigneten Ländereien zu der so glänzend lohnenden Kaffeeproduktion verwenden und das kann ihnen kein Gesetz und keine Polizei verbieten. Ja, es ist sogar komisch zu vernehmen, daß Kaffeekommissionäre von Santos es sind, welche in Paraná die Kaffeekultur einführen und bereits in 4 Millionen Bäumen angelegt haben. Diese Tatsache bestätigt wiederum unsere immer wiederholte Behauptung, daß zu starke Haussespekulation der schlimmste Feind der Valorisation und der dauernden Ren-

tabilität der Kaffeekultur ist. Wir haben vor 20 Jahren schon immer vor der Ueberproduktion gewarnt und die eingetretene ruinöse Krise ziffernmäßig vorausgerechnet. Aber man hat nicht gehört. Genau geht es heute wieder mit der Valorisation so; nach 10 Jahren werden uns die Tatsachen längst recht gegeben haben. Veremos.

\* \* \*

In der Zubereitung des Kaffees als Genußmittel hat man in neuerer Zeit allerlei Versuche gemacht. Tatsächlich herrscht auch in den breiten Massen der Konsumenten in dieser Beziehung noch große Unkenntnis und trifft man so selten einen tadellos zubereiteten, bekömmlichen Kaffee mit vollem Aroma. Allerdings haben wir schon die Beobachtung gemacht, daß in dieser Beziehung unsere Kaffeepropaganda manche Besserung brachte, hauptsächlich in den großen „Cafés“, in denen sie in Großstädten das Getränk zum Konsum verabreicht. Aber verhältnismäßig wenig wurde in dieser Beziehung getan, um auch die Hausfrauen aufzuklären, von ihren veralteten falschen Methoden der Kaffe Zubereitung abzubringen und ihnen die bessere Zubereitungsart beizubringen. Das ist noch ein Feld, das unsere Kaffeepropaganda brach gelassen hat.

Aus diesem Bereiche der Versuche liegt uns wieder eine Neuerung vor und zwar in der Kaffeebereitung ohne Feuer. Darüber wird uns geschrieben:

„Die neuesten Forschungen über die Beschaffenheit der Kaffeebohnen ergaben, daß die ungesunden und bitteren Bestandteile wie Koffein und Tannin durch das kochende Wasser gelöst und zur vollen Wirkung gebracht werden, daß dagegen andererseits die Öle, durch die Wohlgeschmack und Aroma zustande kommen, beim Kochen zu schnell verdunsten. Von diesen Erfahrungen ausgehend, empfiehlt ein Sachverständiger in der Zeitschrift „Die Küche“ als beste Methode: den Kaffee möglichst stark als Extrakt mit kaltem Wasser zu bereiten, und erst im Augenblick, da er genossen werden soll, durch Zusatz von heißer Milch, Sahne oder auch nur Wasser zu erwärmen. Besonders wenn Kaffee auf Vorrat, z. B. für längere Touren, bereitet werden soll, empfiehlt sich das kalte Verfahren, bei dessen Anwendung Haltbarkeit bis auf drei Wochen und darüber erzielt wurde, wenn man den Extrakt gut verkorkt an kühlem Orte aufbewahrt. Von großer Wichtigkeit für diese Extraktbereitung ist das Mahlen der gebrannten Kaffeebohnen, die zu möglichst feinem Mehl, und zwar sehr rasch gemahlen werden müssen, weil die durch schnelle Reibung entstehende Wärme die Abdunstung der duftenden Öle begünstigt. Das Mahlen soll (wo das möglich ist) auch erst unmittelbar vor der Bereitung geschehen. Nun schüttet man das Kaffeemehl in den Trichter einer sogenannten Karlsbader Porzellanmaschine, läßt jedoch Deckel und den oberen Einsatz fort. Auf den Kaffee legt man ein Stückchen keimfreies Eis und läßt dann langsam kaltes Wasser, am besten aus der Leitung (nicht hartes Quellwasser) über Eis und Kaffee tropfen, während man Wasser und Kaffee zu dickem Brei verrührt. Die Filtration wird erleichtert, wenn man zwischen Trichter und Kanne einen kleinen Holzspan klammt, der den Zutritt von Luft gestattet. Nachdem genügend Wasser durchgesickert, gießt man den flüssigen Kaffee nochmals auf den nassen Grund, damit er zum zweiten Male durchsickere, wobei das Eis, falls nötig, erneuert werden muß. Da ein starker Extrakt erzielt werden soll, muß selbstverständlich nicht zu viel Wasser im Verhältnis zum Kaffeemehl verwendet werden, weil erst kurz vor dem Genuß der richtige Stärkegrad hergestellt wird durch Zusatz von kochender Milch, Sahne oder Wasser, wodurch die aromatischen Öle dann gelöst wer-

den. Die Anwendung von Metallkannen oder Trichtern ist nicht zu empfehlen, weil sich in den Ritzen leicht vegetabilische Rückstände festsetzen, die mit der Zeit in Zersetzung übergehen und dem Kaffee einen unangenehmen Geschmack verleihen. Besonders, wenn der Kaffee in größerem Vorrat hergestellt werden soll (auch bei den Konditoren und Restaurants) empfiehlt sich diese Art der Zubereitung statt des bisherigen Verfahrens, bei welchem ein stundenlanges Warmhalten, meist sogar in Metallgefäßen, dem sonst duftenden Getränk Aroma und Wohlgeschmack raubt.“

## Monge José Maria Neues Canudos in Sta. Catharina

S. Paulo, den 26. Sept. 1912.

Neuer Antonio Conselheiro. Aus Curitybanos, Hochland des Staates Santa Catharina, kommt die sensationelle Nachricht, daß dort eine Bewegung ausgebrochen ist, die in vieler Hinsicht an den Aufstand der Fanatiker unter Antonio Conselheiro erinnert. Der Intendent von Curitybanos, Coronel Albuquerque, hat an die Staatsregierung in Florianopolis telegraphiert, daß in Taguarassü, etwa sieben Leguas von der genannten Villa entfernt, ein Fanatiker namens José Maria Agostinho, der sich Prophet nennt, die Monarchie ausgerufen habe und die Absicht verrate, nach Curitybanos zu kommen, um dort zur Eroberung der drei Südstaaten sein Lager aufzuschlagen. Coronel Albuquerque, der absolut nicht ängstlich ist, verlangt sofortige Entsendung von Soldaten und Munition zur Bewaffnung der Bevölkerung, damit sie den Scharen des Fanatikers widerstehen könne. Der regierende Vizegouverneur des Staates, Herr Eugenio Müller, hat sofort nach dem Empfang dieser Schreckensnachricht, alle verfügbaren Staatstruppen nach Curitybanos abgehen lassen und auch nach Rio telegraphiert, damit die Bundesregierung Soldaten nach der bedrohten Gegend entsende. — Wenn dieser José Maria Agostinho der Regierung wirklich etwas zu schaffen macht und Curitybanos ein Miniaturcanudos wird, dann ist sie zum größten Teil daran schuld, denn sie hätte dem sonderbaren Heiligen der Serra schon vor zehn Jahren das Handwerk legen sollen. Schreiber dieses war vor zehn Jahren in Santa Catharina und konnte schon damals konstatieren, daß auf dem Hochlande sich etwas vorbereiten mußte. Jeder Tropeiro, der von der Serra kam, wußte von „José Maria, o Santo“ zu erzählen: der Mann, entweder ein Kranker oder ein Verbrecher, besaß schon damals bei den Caboclos eine große Popularität. Wann er zum ersten Male aufgetaucht ist, das entzieht sich unserer Kenntnis; woher er kommt, das weiß keiner anzugeben; wovon er lebt, das ist allen ein Geheimnis. Er erscheint — oder erschien früher — immer zu Fuß gehend, immer Gebete murrend, immer Rat erteilend, Kranke kurierend und künftige Dinge prophezeiend. Niemand kann sagen, daß er José Maria, dem Heiligen, zu essen und zu trinken gegeben, oder daß er ihn in seinem Hause beherbergt habe. Er erscheint in einem Hofe, setzt sich auf einen Stein und läßt die Leute zu sich kommen. Hat jemand irgendwelche Beschwerde, so gibt er einen guten Rat, ist jemand krank, so gibt er ihm seine Kräuter. Verläßt er den Hof, so bittet er, ihn nicht zu begleiten, und verschwindet. Sein Nachtquartier ist in der Regel ein Baum und erfahren die Caboclas, daß er unter einem solchen geschlafen, dann gilt derselbe ihnen als geheiligt. Manche Estancieiros haben unter solchen Bäumen sogar Kapellen gebaut und sehr oft hat man die Erde, auf

der José Maria gelegen, schon als heilkräftig erklärt. Eine Spezialität José Marias war die Erzählung von einem Lande der Glückseligen, das nach seiner Aussage weit im Westen liegen sollte. Dorthin zog er sich zurück und dort verkehrte er mit Gott. Mancher hat versucht, in der bezeichneten Richtung vorzudringen, um die wunderbaren Campos, von welchen José Maria soviel zu erzählen wußte, zu entdecken, aber alle sind sie resultatlos zurückgekehrt, denn die Wälder im Westen erwiesen sich als unpassierbar und so konnte der Prophet, ohne eine Widerlegung zu befürchten, seine phantastischen Erzählungen immer wieder zum besten geben. — Einsichtsvolle Männer haben schon vor zehn Jahren vor José Maria gewarnt, obwohl er absolut nicht böseartig war, keinem Menschen etwas zu leide tat, und sogar insofern Gutes stiftete, indem er für die Caboclas einen heiligen Richter bedeutete, auf dessen Wort sie hörten und auf dessen Befehl sie alte Feindschaften beilegte. Man konnte aber voraussagen, was da kommen mußte. Der Prophet mußte schon deshalb, weil er den Zulauf des Gesindels hatte, eines Tages gefährlich werden. Die Strömung, die er hervorgerufen, mußte ihn selbst mitreißen und das ist nun eingetroffen. Früher hätte es nur den guten Willen gekostet, den Propheten unschädlich zu machen, jetzt hat die Sache schon ein anderes Gesicht bekommen und die Anhänger José Marias sind instande, den anrückenden Truppen einen ernsten Widerstand entgegenzusetzen, denn der große Mangel an Wegen im Munizip Curitybanos und noch mehr in Campos Novos erschwert jede Aktion gegen sie.

S. Paulo, den 27. Sept. 1912.

Ein neuer Antonio Conselheiro. Die Bundesregierung hat sowohl von Curityba, Paraná, wie von Cruz Alta, Staat Rio Grande do Sul, nach der von den Anhängern des Propheten José Maria bedrohten Gegend Streitkräfte abgehen lassen. Der Umstand, daß die Soldaten sowohl von der einen wie von der anderen Seite die São Paulo-Rio Grande-Bahn benützen können, hat die Expedition gegen das neue Canudos als ein sehr leichtes Unternehmen erscheinen lassen, was sie aber absolut nicht ist. Die Gegend ist wild und unwegsam; reich an Bergen, Waldungen, geheimen Pässen und Bächen, und wenn man unter den dort heimischen Caboclos keine Führer findet, dann kann die Bundesstreitmacht, nachdem sie die Bahn verlassen, nicht vorwärts. José Maria kann den Rückzug nach dem Westen antreten und sich in den dortigen Wäldern verstecken, wie es ihm auch freisteht, entweder in den Staat Rio Grande do Sul oder in Paraná einzudringen. — Eine curitybaner Zeitung findet die von der Regierung ergriffenen Maßregeln übertrieben und nennt José Maria einen harmlosen Mystiker, der keinem etwas zu leide tun werde. Das ist aber wieder eine Gefühlsduselei die aus der Geschichte nichts lernen will. Auch Antonio Conselheiro war ein harmloser Mystiker und es war absolut nicht seine Absicht, einen blutigen Krieg anzuzetteln, aber es kam doch dazu und das einzig und allein deshalb, weil die Regierung seinem verrückten Treiben zu lange mit verschränkten Armen zuschaute. Gefährlich ist José Maria jetzt schon aus den einfachen Gründe, weil das ganze Gesindel, das in der Gegend sich herumtrieb, zu ihm übergegangen ist. Campos Novos liegt in der Nähe von Rio Grande do Sul und zwar des Serramunizips Passo Fundo, dessen Wälder dem Banditenvolk zum Unterschlupf dienen. Vor etwa fünfzehn Jahren war die uruguayische Grenze die gefährlichste Gegend des Südens, nachdem aber João Francisco von Livramento und Romaguerra Correa, der Bruder des Justizministers, von Uruguayana her

die Grenze zu säubern begannen und Firmino de Paula in Cruz Alta die Verfolgung der Räuber aufnahm, da zogen sie sich nach der catharinenser Grenze zurück und der Wettermacher von Campos Novos, Coronel Henrique Rupp, hat sich leider als zu schwach erwiesen, um die Capangada wieder zurück und Firmino de Paula in die Arme zu treiben. Einige Kenntnis des Hochlandes und seiner Bevölkerung genügt schon, um einen Begriff zu bekommen, was das für eine Gesellschaft ist, die sich jetzt um José Maria schart: sie ist in keiner Weise besser, aber wohl leistungsfähiger als die Cangaceiros, mit welchen Antonio Conselheiro der Expedition Moreira Cesar widerstand, sodaß man tausende und abertausende von Soldaten nach Canudos entsenden mußte, bevor diese improvisierte Feste fiel. — Ueber den Fall von Campos Novos kann man dieselben Klagen formulieren, die Euclides da Cunha in seinen „Sertões“ gegen die Regierung Bahias ausspricht. Man hat der Bewegung, als sie noch im Keime erstickt werden konnte, keine Aufmerksamkeit gewidmet und jetzt kann die Ruhe auf dem catharin. Hochlande ohne Blutvergießen nicht mehr hergestellt werden. Im Jahre 1898 besuchte der einige Jahre später beim Untergang des „Sirio“ ums Leben gekommene Bischof von São Paulo, Dom José de Camargo Barros, der damals der aus den Staaten Paraná und Santa Catharina gebildeten Diözese verstand, die Serra und lernte dort auch den „Propheten“ kennen. Der Bischof begriff sofort, welchen verderblichen Einfluß dieser Fanatiker auf die geistig verwahrlosten Menschen der Hochcampanha ausüben mußte und erbot sich, ihn auf eine unauffällige Weise von seinem Wirkungsfelde zu entfernen. Er wollte der schon damals sehr starken „Anhängerschar José Marias beibringen, daß der „Prophet“ für größere Dinge ausersehen sei und deshalb nach dem Bischofssitz in Curityba müsse und die Leute hätten sich über die Entfernung José Marias nicht aufgeregt, aber die Autoritäten waren dagegen. Der alte Caboclo wirke auf der Serra sehr viel Gutes und von ihm sei absolut nichts zu fürchten. Jetzt erleben sie aber, daß Dom José recht hatte.

S. Paulo, den 28. Sept. 1912.

Ein neuer Antonio Conselheiro. Aus Curitybanos, Staat Sta. Catharina, kommt die erfreuliche Nachricht, daß die Leute des „Propheten“ José Maria bereits den Rückzug angetreten haben. Ein beherrzter Mann ist der Bande von Fanatikern entgegengeritten und hat durch die Erzählung, daß die Bundesmacht gegen sie marschiert, sie so erschreckt, daß sie den Propheten verlassen haben. José Maria selbst hat auch das Weite gesucht und sich nach dem Munizip Campos Novos begeben. Soweit ist die Nachricht sehr gut, aber unerfreulich ist es wieder, daß die Gefühlsduselei sich des Falles bemächtigt hat und der Regierung den schnellen Eingriff zum Vorwurf macht. Unserer Ansicht nach sollte der unerwartete Rückzug des Fanatikers für die Regierung kein Grund sein, die Expedition zurückzurufen. Die Fanatiker werden sich ja doch wieder zusammenrotten und das sollte die Regierung dadurch verhüten, daß sie den sonderbaren Heiligen aufsucht und ihn nach dem Irrenhause bringt, wo er unbedingt hingehört. Außerdem sollte die Regierung daran interessiert sein, das Grenzgebiet von Sta. Catharina und Rio Grande do Sul von dem Banditenvolk, das sich dort herumtreibt und die wenigen dort existierenden Estancieiros brandschatzen, zu säubern. Wo ein solches Volk vorhanden ist und wo man einem verrückten Propheten solche Ehren erweist, wie auf dem Hochlande diesem José Maria Agostinho, dort ist die Gefahr der Zusammenrottung

permanent und die Aufgabe der Regierung besteht doch schließlich nicht allein darin, die bewußten oder unbewußten Verbrecher zu strafen, sondern sie muß sich auch darum bekümmern, daß solche Szenen sich nicht wiederholen, wie Euclides da Cunha zur Schande Brasiliens in seinen „Sertões“ sie schildert. Wir erinnern daran, daß Antonio Vicente Mendes Maciel, genannt „Bom Jesus Conselheiro“ oder schlechterdings „Antonio Conselheiro“ im Jahre 1872, also volle fünfundzwanzig Jahre vor dem Canudos-Kriege auftauchte und im Sertão von Bahia unter den Jangunços seine Prophetentätigkeit begann, die erst ein Vierteljahrhundert später zu der großen Katastrophe führte. Im Jahre 1882 erteilte der Erzbischof von Bahia dem Pfarrer, in dessen Sprengel Antonio Conselheiro sich herumtrieb, den Auftrag, diesem mit allem seinem Einfluß entgegenzuwirken; im Jahre 1887 wandte sich der Erzbischof an die Regierung mit der Bitte, den Fanatiker aus dem Sertão zu entfernen und ihn nach Rio in die Irrenanstalt zu bringen, aber die Antwort lautete, daß man in der Irrenanstalt keinen Platz habe. Als die Sache schon sehr gefährlich geworden war und Antonio Conselheiro schon das ganze Gebiet beherrschte, da schickte die kirchliche Behörde einen Bußprediger, den Kapuziner Frei Marciano, ins Lager des Fanatikers; die Regierung tat aber gar nichts und als sie eingriff, da war es bereits zu spät; der Canudos-Feldzug wurde zu einer Katastrophe. Dieses sollte eine Lehre sein, nicht zu lange zu warten, denn durch schnelle Maßregeln kann ein großes Unglück verhütet werden.

S. Paulo, den 30. Sept. 1912.

Ein neuer Antonio Conselheiro. Nach der erfreulichen Nachricht, daß die Scharen des „Propheten“ José Maria sich zerstreut haben, kommt wieder die Meldung, daß es sich nur um ein geschickt ausgeführtes Manöver gehandelt hat. Die Banden, die etwa 60 Kilometer westlich von Curitybanos lagerten, haben sich nur aufgelöst, um später wieder zusammenzustoßen. Die Fanatiker sind seit drei Tagen wieder bei ihrem Führer und lagern jetzt in dem Munizip Campos Novos. Unsere schon am Sonnabend geäußerte Meinung, daß die gemeldete Auflösung der Banden nichts zu bedeuten habe, hat sich also schnell bestätigt und ebenso wird sich die Ansicht bestätigen, daß es verkehrt ist, die Bewegung auf der Serra als total ungefährlich zu betrachten. — Es ist wieder einmal interessant zu betrachten, wie wenig die Brasilianer selbst ihr Vaterland kennen. Santa Catharina ist nicht Matto Grosso oder Amazonas, der Staat ist in ein paar Tagen von der Bundeshauptstadt zu erreichen, aber die fluminenser Journalisten kennen sich in den dortigen Verhältnissen doch nicht mehr aus und entwerfen nur auf Grund von Interviews ihre Schilderungen, als ob es sich nicht um einen nahen Bundesstaat, sondern um ein fernes Land handeln würde. Unter den von den fluminenser Journalisten Ausfragten befindet sich auch Dr. Diniz Junior, der gerade in dem catharinenser Munizip Staatsanwalt ist, in dem der Schreiber dieses aufwuchs, und seine Auffassung deckt sich ganz mit der unseren. Der catharinenser „Serrano“ ist nicht ungefährlich, denn er ist kampfgewöhnt, tapfer, ausdauernd und fanatisch. Das Gebiet ist schwierig, reich an Bergen und Abgründen. Das Vorhandensein einer Bahn hat herzlich wenig zu bedeuten, denn die Strecke, die jetzt die Soldaten auf der Bahn zurücklegen können, wäre auch dann ungefährlich, wenn sie zu Pferde zurückgelegt werden müßte. Der eigentliche Zug beginnt erst dort, wo die Bahn nicht mehr hinreicht, und da paßt das Wort, daß nach dem Verlassen des Zuges auch die Soldaten verlassen sind. — Der

Serrano hat manche Ähnlichkeit mit dem riograndenser Gaúcho, aber zwischen beiden besteht doch ein großer Unterschied. Dieser Unterschied ist auch Dr. Diniz Junior aufgefallen, aber er hat ihn nicht zu erklären versucht, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß er Rio Grande nicht kennt. Die Gaúchos sind ein Volk der Ebene, die Serranos dagegen ein Volk der Berge und sie tragen alle die Zeichen, durch die die Bewohner so verschiedenen Bodens aufweisen. Der Gaúcho ist ein guter Reiter, tapfer im Angriff und ein guter Verfolger und seine bevorzugten Waffen sind die Lanze und der Lasso; der Serrano ist aber Reiter und Schütze und im Kriege denkt er, wie das die Revolution 1893-95 zur Genüge zeigte, weniger an den offenen Angriff, als an das Versteckspiel, die Ueberrumpelung aus dem Hinterhalt. Der Serrano ist von Natur mißtrauisch, was der Gaúcho in der Regel nicht ist. In Rio Grande do Sul ist es leicht, sich zurechtzufinden, auf der catharinenser Serra ist das aber sehr schwer, weil die Serranos nicht gern den Weg erzählen; er nimmt den fremden Reisenden sehr freundlich auf und hat man ihm die Waffen abgeliefert, so steht man unter seinem Schutze ebenso wie unter dem Schutze des Gaúcho, wenn man aber am nächsten Tag wieder weiterreitet, dann ist er imstande, über den einzuschlagenden Weg falsche Angaben zu machen, und das aus dem Grunde, den Fremdling, der ja sowohl ein guter wie ein schlechter Kerl sein kann, über die Wegverhältnisse im Unklaren zu lassen. — Sollte es nun dazu kommen, daß die gegen den „Propheten“ ausgesandten Soldaten wirklich die Verfolgung der Banden aufnehmen müssen, so würden sie Schwierigkeiten begegnen, von welchen die hauptstädtischen Journalisten, deren Landeskenntnisse sich nur auf Rio und São Paulo erstrecken, keine Ahnung haben. Erstens ist der Serraner viel ausdauernder als der Soldat aus den Nordstaaten, zweitens schießt er unvergleichlich besser als die meisten Krieger, was auch mit dem Reiten der Fall ist, und drittens kennt er jeden Weg und Steg, während die Soldaten sich in einer fremden Gegend befinden. Wenn man also von der Ungefährlichkeit José Marias spricht, dann setzt man voraus, daß er keinen Widerstand leisten wird, ist aber dieses doch der Fall, dann ist die Expedition gegen ihn ein schwereres Unternehmen als die Einnahme von Bahia durch den General Satero de Menezes.

## Wochenschau.

Aus Berlin kommt die erfreuliche Meldung, daß die Regierung gegen die Fleischsteuerung energische Maßnahmen ergreifen will. Die Einfuhr des argentinischen Gefrierfleisches soll gestattet werden und sollen die Stadtgemeinden, die solches Fleisch importieren, für diese Artikel sowohl Zoll- wie Frachtermäßigung von seiten der Eisenbahnen genießen. Ferner will die Regierung dahin wirken, daß der Einfuhr des russischen, holländischen und belgischen Viehs die Grenzen geöffnet werden. Der sozialdemokratische „Vorwärts“ ist auch mit diesen Maßnahmen nicht zufrieden, gesteht aber doch zu, daß sie immerhin geeignet sind, die Fleischnot zu lindern. Man darf nur noch gespannt sein, wie der Reichstag sich zu diesen Maßnahmen stellen wird. Die Konservativen werden dagegen sein, das ist selbstverständlich und so wird das Zentrum die Gelegenheit finden, zu zeigen, ob es imstande ist, gegen den Willen seiner agrarischen Verbündeten eine populäre Politik zu treiben. Anzunehmen ist dieses nicht, denn

die Freundschaft zwischen den beiden Rechtsparteien hat sich so verdichtet, daß sie alle Prüfungen überstehen dürfte. Das Zentrum geht seit einiger Zeit mit den Konservativen durch dick und dünn, und da es schwer ist, von einer Gewohnheit abzuweichen, so sind die Aussichten für die populäre Regierungsvorlage nicht besonders rosig. Zu beklagen wäre es auch, wenn die Sozialdemokratie, die in diesem Falle allen Grund hätte, sich über die Regierungsvorlage zu freuen, dieser Opposition machen würde und das nur deshalb, weil sie nun einmal eine Oppositionspartei ist.

Die mit Brasilien und Argentinien verkehrenden Schiffahrtsgesellschaften werden die Fracht nach diesen Ländern um fünf Schilling erhöhen. Diese Maßnahme wird dadurch begründet, daß der Andrang von Frachten nach den genannten südamerikanischen Ländern jetzt außerordentlich groß sei. Diese Maßnahme ist nicht ganz verständlich, denn das Anwachsen des Warenverkehrs ist doch kein stichhaltiger Grund, die Tarife zu erhöhen.

Die sozialistischen Landtagsabgeordneten Borchardt und Leinert, die vor einigen Monaten aus einer Sitzung des preußischen Parlaments mit Gewalt entfernt wurden, sind vom Kreisgericht zu zehn resp. fünfzig Mark Geldstrafe verurteilt worden, weil sie die betreffende Sitzung gestört haben sollen. Diese Verurteilung kommt ziemlich unerwartet.

Die berliner Presse befaßt sich wieder einmal mit der Behandlung der wilden Indianer in Brasilien und äußert sich über die Haltung der brasilianischen Regierung den Wilden gegenüber sehr ablehnend. Brasilien sei das einzige Land, das seine wilden Indianer menschlich behandle. Diese Behandlung ist aber manchmal allzu menschlich und hat gar häufig die unangenehme Seite, daß die Kolonisten, die durch die Indianer oder durch Caboclos, die als „Wilde“ herunterstreifen, geschädigt werden, mit ihren Klagen abgewiesen werden.

Die Deutsch-Südamerikanische Gesellschaft wird in Berlin eine permanente Ausstellung brasilianischer Produkte einrichten sowie auch ein Auskunftsbureau für solche, die nach Brasilien auswandern wollen. Dieselbe Gesellschaft ist sowohl vom Kaiser Wilhelm wie vom Marschall Hermes da Fonseca zu dem Erfolg des deutsch-brasilianischen Kongresses beglückwünscht worden. Nach diesem Kongreß sind bei der Gesellschaft 800 Anfragen von Personen eingelaufen, die nach Brasilien auswandern wollen.

Die englische Fachzeitschrift „Naval and Military Record“ befaßt sich sehr ausführlich mit den deutschen Flottenmanövern in der Nordsee und zollt der deutschen Marine alles Lob. Die Evolutionen seien alle tadellos ausgeführt worden, die Leitung sei kompetent, die Mannschaften seien geübt und die Schiffingenieure hervorragend tüchtig. (Diese Beobachtungen sind für die Engländer jedenfalls ein Grund mehr, ihre Flotte zu vergrößern).

Der russische Minister des Aeußern, Graf Sasanow, wird am Donnerstag von Paris kommend in Berlin erwartet. Er wird vom Kaiser Wilhelm in Audienz empfangen werden. Jetzt ist der Allerweltfriedensstifter noch in London und wirkt dort selbstverständlich für die Friedensidee. Der Graf hat dieses Jahr ganz entschieden den Nobel-Friedenspreis verdient, denn von sämtlichen Staatsmännern hat er am meisten vom Frieden — gesprochen.

Das Reutersche Telegraphenbureau hatte die Nachricht verbreitet, daß Rußland die in Polen stationierten Truppen mobilisiere und diese Nachricht erregte begreiflicherweise großes Aufsehen. Jetzt stellt es sich heraus, daß es sich um die russischen Herbstmanöver handelt, die dieses Jahr in

der Nähe von Warschau abgehalten werden. Wenn auf einer so kleinen Entfernung falsche Meldungen entstehen können, dann darf man sich wirklich nicht verwundern, daß nach Südamerika so häufig entstellte Nachrichten ankommen.

Graf Zeppelin hat mit seinem Lenkballon „Hansa“ einen großen Flug ausgeführt. Er fuhr am 19. um vier Uhr morgens von Hamburg nach Kopenhagen an und traf dort auch wohlbehalten ein. Nach einer halbstündigen Erholung stieg er wieder auf, besuchte Malmö, die Hauptstadt des gleichnamigen schwedischen Län, und kehrte dann nach Hamburg zurück. Die Reise hin und zurück dauerte 12 Stunden und 45 Minuten, denn um 4,45 war Zeppelin wieder in Hamburg. Dieser Flug bedeutet für Graf Zeppelin einen neuen und großen Triumph. In Kopenhagen wurde der kühne Luftschiffer von den Behörden und der Bevölkerung auf das herzlichste empfangen. In Malmö scheint er nicht gelandet zu haben; wenigstens weiß der Telegraph nichts davon zu melden.

Es zirkuliert das Gerücht, daß die chinesische Regierung in Deutschland eine Anleihe von vierzig Millionen Mark aufnehmen wolle.

Graf von Tattenbach, der bisher der deutschen Botschaft in Rom attachiert war, wurde zum Generalkonsul in Valparaiso, Chile, ernannt.

Der französische Ministerpräsident, Herr Poincaré, und der deutsche Botschafter in Paris, Herr von Schön, haben den deutsch-französischen Vertrag betreffend die Grenzregulierung in Afrika unterzeichnet.

Der italien. Attentäter Dalba, der nach 2 Wochen vor den Geschworenen zu erscheinen hat, wurde nochmals von seinen Verteidigern Enrico Ferri und Seipione Lucacchioli im Gefängnis besucht. Jetzt hat Dalba im Gegensatz zu seiner früheren Aeußerung gesagt, daß er seine Tat bereue und gefaßt sei, eine dreißigjährige Gefängnisstrafe abzubüßen. Es ist sonderbar, daß die klerikalen Blätter Professor Ferri daraus einen Vorwurf machen, daß er die Verteidigung Dalbas übernommen hat und sie nach seinen Theorien führen will. Ferri wurde von dem Gerichte selbst zum Verteidiger Dalbas ernannt und man kann von ihm doch wohl nicht verlangen, daß er, weil er nun einen Attentäter zu verteidigen hat, auf die Theorien, die er seit zwanzig Jahren mit großem Eifer gepredigt, verzichten soll.

In der Nähe von Spezia stieß ein Automobil, in dem der berühmte Erfinder Marconi fuhr mit einem anderen zusammen. Marconi wurde am Kopfe nicht unerheblich verletzt. Die ihm beistehenden Aerzte geben über seinen Zustand keine genauen Aufklärungen. Das italienische Königspaar, das sich in San Rossore befand, begab sich, als es von dem Unglück erfuhr, sofort zum Krankenhause Marconis. Der Zustand des Verunglückten ist nicht gefährlich und dürfte er bald wieder hergestellt sein.

Aus Katalonien kommen beunruhigende Nachrichten. In Barcelona befürchtet man den Ausbruch des Generalstreiks; die Garnison wird verstärkt und die Offiziere, die sich in Urlaub befinden, werden auf ihre Posten zurückgerufen. Seit der ungerechten Erschießung Francisco Ferrers, die man mit einer widerwärtigen Sophistik als Hinrichtung stempeln wollte, obwohl sie nichts anderes als absichtiger Justizmord war, besteht in Barcelona unter der Arbeiterschaft eine große Erregung und da jetzt der Tag der Erschießung bald zum dritten Male jährt, so sind, falls der Generalstreik wirklich ausbricht, Ausschreitungen zu befürchten.

In Lumrence, Verein. Staaten, haben sich die italienischen Arbeiter aus einem ganz eigenartigen Grunde in den Ausstand erklärt. Einer von ihren Kollegen und

Landsleuten wurde verhaftet, weil gegen ihn der Verdacht besteht, eine Frau ermordet zu haben. Die anderen verlangten sofort seine Freilassung und als diese selbstverständlich verweigert wurde, legten sie die Arbeit nieder. Wenn der Mann auch unschuldig sein sollte, so wäre eine solche Solidarität doch nicht am Platze, denn über schuldig und nichtschuldig hat doch schließlich nur das Gericht zu entscheiden.

\* \* \*

Nachdem sich in der zweiten Hälfte September wieder größere blutige Vorgänge in Afrika abgespielt und den Italienern bei Zanzur und Derna wieder Erfolge über den Feind gebracht hatten, allerdings bei gleichzeitigen bedeutenden Opfern auch auf italienischer Seite, ziehen jetzt die Vorgänge auf europäischem Boden die ganze Aufmerksamkeit auf sich.

Es kann als feststehende Tatsache betrachtet werden, daß die Friedensverhandlungen in Ouchy bei Lausanne bis nahe an den Abschluß vorgerückt sind. Wie Bertolini aus Rom, so scheint der frühere Botschafter in Rom, Reschid-Pascha, aus Konstantinopel die letzten Vorschläge seiner Regierung mitgebracht zu haben, so daß sich die Verhandlungen wohl nur noch um einige Kardinalpunkte drehen, dabei entweder reüssieren oder die ganze Tagung von Ouchy zum Scheitern bringen. Daß man in Rom wie in Konstantinopel zum Frieden geneigt ist, unterliegt kaum einer Frage.

Diese günstige Lage der Verhandlungen findet wohl ihre allersicherste Bestätigung in der außerordentlich fieberhaften Verfassung, in der sich in den letzten Tagen die Balkanvölker zeigen. Das ist logisch leicht erklärlich. Die Pforte hat sich auch unter dem neuen Kabinett an wirklichen Konzessionen ihren europäischen Provinzen gegenüber sehr zugeknöpft verhalten, ist auch bisher über schöne Versprechungen nicht hinausgegangen und hat gegen die Urheber so mancher blutigen Szenen in den Grenzgebieten keine ersten Maßnahmen ergriffen. Gerade so unwirksam sind bis jetzt die Bemühungen und Drohungen der Großmacht-Diplomaten gewesen. Das alles beweist den Völkern des Balkans, daß die Türkei gerade so unzugänglich für Reformen bleibt wie zuvor, und daß dafür alle Aussichten verloren sind, sobald die Pforte mit Italien den Frieden erlangt hat. Angesichts dieser Lage und selbst des zweifelhaften Erfolges der von Minister Berchtold vorgeschlagenen Balkan-Konferenz haben sich die Balkan-Länder zu einem Abkommen geeinigt, das sie allein zu positiven Erfolgen führen dürfte, daß sie nämlich die Türkei selber und gemeinsam vor das Dilemma stellen: entweder Reformen oder Krieg. Da hat die Türkei Serbien eine Munitionssendung weggenommen und weigert sich, trotz des Gesuches des serbischen Vertreters in Konstantinopel, diese Munition herauszugeben angesichts der kritischen Situation; das allein schon bedeutet Serbien gegenüber eine halbe Kriegserklärung. Gegenüber Griechenland ist die Haltung noch schroffer. Die griechische Regierung forderte die sämtlichen Schiffe mit ihrer Flagge auf, sich in einheimische Gewässer zu begeben. Daraufhin hat die Türkei beschlossen, alle in ihren Gewässern liegenden griechischen Schiffe mit Beschlag zu belegen und sie als Transportschiffe für den Kriegsfall auszurüsten. Von einer Werft in Toulon hat Griechenland das Unterseeboot „Delfin“ erhalten; in England will es andere ankaufen, die sonst für Argentinien gebaut waren. Nach offizieller Mitteilung vom 1. Oktober ist der griechische Kronprinz Constantino zum Oberbefehlshaber zu Land und Wasser ernannt und hat seinen Eid geleistet. König Georg eilte von Berlin im Eilzuge nach Hause. Der

bulgarische Gesandte in Wien erklärte, Bulgarien sei zum Angriffe gerüstet und werde nicht die Angriffe der Türkei abwarten. In London, wo sich der russische Minister Sasanow aufhält, wird in der Diplomatie jetzt eifrig bankettiert, aber ebenso eifrig über die Balkanlage konferiert. Man weiß, daß alle Balkanstaaten so stark mobilisiert haben, daß die Situation nur kurze Zeit dauern kann. Wenn die Pforte nicht von Versprechungen zur Tat übergehe, sei der Krieg unvermeidlich. Auch in Konstantinopel sind alle Register der Diplomatie gezogen. Die Vertreter der Balkanstaaten rechtfertigen die Mobilisierung ihrer Staaten als Gegenaktion gegen die Ansammlung türkischer Truppen an den Grenzen unter dem Vorwande von Manövern. Aus den Telegrammen von Konstantinopel ist ersichtlich, daß die Eifersucht der Mächte wieder groß ist; daß besonders Rußland sehr fürchtet, Oesterreich-Ungarn könnte bei einer Intervention auf dem Balkan es wieder auf ein Stück Annexion abgesehen haben. Andererseits wollen die Mächte den Balkanstaaten die Bedingung machen, daß sie keine Terraineroberungen vornehmen, sondern sich auf die Autonomie-Konzessionen für Mazedonien, Albanien etc. beschränken. Italien seinerseits wäscht sich in einer offiziellen Note die Hände in Unschuld, es wünsche der Pforte den Frieden mit den Balkannachbarn gerade so, wie es selber mit ihr den Frieden wolle. In aller Eile sucht die Pforte nun auch noch Geld, aber ihr Vertreter in Paris hat bei den dortigen Geldleuten für einen Pump von 40 Millionen Franken keine Gegenliebe gefunden, auch nicht in Ratenzahlungen.

Die heutige Situation ist derart, daß in den nächsten Tagen eine Lösung erfolgen, oder doch wenigstens angebahnt werden muß; kommt der Frieden nicht, so geht der blutige Kampf mit den Türken nicht nur auf afrikanischem, sondern auch auf europäischem Boden von neuem los und diesmal muß man sich zum vorneherein gestehen, nicht ohne schwere Schuld der Herrscher am Bosphorus.

## Notizen.

### São Paulo.

Brasilianische Polizei in deutscher Uniform. Der Justizsekretär studiert gegenwärtig an der neuen Uniformierung der Polizei. Zu diesem Zwecke wurden Uniformen aus verschiedenen europäischen Ländern als Muster angefertigt. Gestern wurden in einem Saale des Regierungspalastes mehrere Polizeisoldaten mit solchen Uniformmustern aufgestellt, einige trugen die Uniform der Pariser Garde, andere die der deutschen Polizei. Diese ist von dunkelblauem Tuch mit weißem Aufschlag und niedriger Mütze; erstere von dunklem Tuch mit gelben Besatz und der Rock mit zwei Reihen vergoldeter Knöpfe. Beide Uniformen haben sehr gut gefallen; die Wahl ist also nicht leicht.

Die Wasserkräfte des Salto Grande am Rio Paranapanema und die unterhalb gelegene Insel möchte Alvaro Xavier Camargo de Andrade von Campinas ausbeuten. Das betreffende Konzessionsgesuch hat der nationale Verkehrsminister der Regierung von Paraná zur Begutachtung überschiekt.

Schwurgericht. Mit vier Freisprüchen schloß am Montag das hauptstädtliche Schwurgericht seine Septembersession. Heute beginnt die zehnte Freispruchperiode dieses Jahres.

Die öffentliche Beleuchtung in der Hauptstadt kostete im Monat August 59:478\$.

Eine Viehausstellung soll im Posto Zootecnico Central im Monat April n. J. veranstaltet werden.

Die Bundeseinnahmen in São Paulo erreichten im Monat September 519:068\$, seit Neujahr 6.190:255\$.

Die Einwanderung in São Paulo beläuft sich in den ersten 9 Monaten auf 72.153 Köpfe. Bis zum 6. Oktober werden weitere 1883 Personen erwartet.

Rechtsfakultät. Dr. Dino Bueno, der als Rechtslehrer durch Dekret vom 18. v. M. pensioniert wurde, legte in der gestrigen Kongregationssitzung auch seinen Posten als Rektor nieder. Dr. José Mendes wünschte, daß Bueno dieses Amt beibehalte, worauf sich aber dieser nicht einließ, nachdem er volle 30 Jahre an der Fakultät seine Lehrtätigkeit ausübte. Das ganze Professorenkollegium begleitete nachher den pensionierten Kollegen nach Hause.

Für die Bahn nach Campos do Jordão werden in Pindamonhangaba heute die Arbeiten feierlich inaugurirt. Die Regierungsvertreter sind gestern mit Extrazug dorthin abgefahren.

Gegen den Gifthandel. Auf Gesuch der Sanitätsdirektion hat der Justizminister Weisung gegeben, daß ihm bei Vergiftungen stets mitgeteilt werde, in welcher Drogerie oder Apotheke das Gift gekauft wurde, damit der unlegitimierte Verkauf von Gift nach den Reglements Vorschriften bestraft werde.

Verkehrsnachrichten. Die Navigazione Generale Italiana, die durch die Kriegstransporte große Geschäfte gemacht hat, zahlt für 1911/12 Le 25 Dividende auf die Aktien von nom. Le 300 gegen Le 20 in den vorhergehenden Jahren.

— Zu den bisherigen Schifffahrtslinien des Norddeutschen Lloyd zwischen Europa und Aegypten trat am 29. September eine Linie Venedig—Alexandrien. Die neue Verbindung wird durch den Salondampfer „Schleswig“ hergestellt, welcher alle 14 Tage am Sonntag um 10 Uhr Venedig verläßt und am Donnerstag mittag in Alexandrien eintrifft. Nach dreitägigem Aufenthalt fährt der Dampfer am Samstag mittag in Alexandrien ab und trifft am Mittwoch nachmittag wieder in Venedig ein.

— Der Chefingenieur des Panamakanals erklärte in einem Schreiben an das Hafenamt der Kanal werde noch im Laufe 1913 fertiggestellt sein.

Lateinisches. Anlässlich eines Banketts hielt am Montag abend der hier weilende französische Journalist Herr Jean Carrère eine Rede, in der er in Hymnentönen die lateinische Rasse feierte und das lateinische Amerika als die Wiege einer neuen Zivilisation hinstellte, welche Zivilisation das „lateinische Genie“ mit neuem Ruhme bekränzen werde. Der gute Herr hätte das wichtigste Werk, das über die Portugiesen geschrieben ist, nämlich die „Historia do Portugal“ von Alexandre Herculano lesen sollen und er würde erfahren haben, daß die Portugiesen keine Lateiner, sondern Mischlinge von Kelten, Sueven, Alanen, Vandalen und Arabern sind. Unser beste historische Kritiker, Dr. Sylvio Romero, hätte ihn belehren können (in seinem Buche „America Latina“), daß die Brasilianer der Rasse nach nicht mehr Portugiesen, sondern in der Hauptsache Amerikaner, Nachkommen amerikanischer Urvölker sind, und als höflicher Mensch hätte er dann nicht von einer lateinischen Rasse gesprochen. Curvello de Mondonça hat noch kürzlich ganz energisch dagegen protestiert, daß man hier die lateinische Rasse auf Kosten der amerikanischen immer wieder herausstreicht. Er erblickt mit vollem Recht darin eine Mißachtung derjenigen, die Brasilien ge-

macht haben und die die Vorfahren unserer heutigen Größen waren, denn was gehen die Brasilianer eigentlich die schon vor tausend und mehreren hundert Jahren untergegangenen Lateiner an, von welchen sie nur ein linguistisches Erbe haben; diejenigen, von welchen sie das Blut, den sonderbaren Saft, haben, sollten ihnen doch näher stehen!

**Zahnpflege in der Schule.** Gestern, den 29. ds., wurde in der Schulgruppe „Prudente de Moraes“ das erste „dispensario de assistencia dentaria escolar“ eröffnet, in Anwesenheit der Regierungsvertreter und zahlreicher Familien. Mons. Benedicto de Souza segnete das Dispensario ein, wobei Frau Mathilde Melchert Soares Patin war. Auch wurde eine Anzahl Reden gehalten. Eine Vereinigung führt diese Neuerung ein, wie sie auch in Europa vielfach besteht und von sehr großem Nutzen sein kann. Denn nur zu oft wird die Zahnpflege zu Hause vernachlässigt, während viele Schäden vermieden werden können, wenn rechtzeitig dagegen etwas getan wird. Und eine Hauptsache ist, daß die Zahnpflege geschehen kann, ohne die enormen Preise dafür bezahlen zu müssen, die hier im Schwange sind.

Drei Söhne Eça de Queiroz', des großen portugiesischen Schriftstellers, für den in Rio de Janeiro ein Denkmal errichtet werden soll, befindet sich gegenwärtig in São Paulo. Die jungen Herren hatten sich der monarchistischen Gegenrevolution angeschlossen und sind jetzt nach unserem Staate gekommen, um hier eine neue Heimat zu finden. Zwei von ihnen haben im hiesigen Handel Stellung gefunden und einer, der in Portugal Agronomie studiert hat, ist zu einem Fazendeiro gegangen. Ein Urgroßvater der drei jungen Leute, die auf der Suche nach dem Glück und heimatlos nach Brasilien gekommen sind, war vor langen Jahrzehnten Vizekönig dieses selben Landes, der Conde de Rezende.

Theobald Ritter von Mossig, Fregattenkapitän der österreichisch-ungarischen Marine, ist am Sonnabend in Rio de Janeiro eingetroffen. Hr. v. Mossig hat schon früher Brasilien besucht und damals speziell den Staat Goyaz zum Zweck wissenschaftlicher Studien bereist. Sein neuer Besuch dient dem Zwecke, seine Brasilien-Studien zu vervollständigen. Damals schon hat Hr. von Mossig das Ergebnis seiner ersten Reise in zahlreichen Artikeln in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht. Es ist sehr zu begrüßen, wenn ernste Leute ernstliche Studien über dieses zukunftsreiche Land und seine Naturschätze machen.

**Ruhestörung in einem Theater.** Es ist schwer, unseren landessprachlichen Kollegen recht zu machen. Sehr häufig verlangen sie von der Polizei die allerstrengsten Maßregeln gegen die jungen Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, in den Theatern und an anderen Plätze, wo sich viel Volk ansammelt, ihre lieben Mitmenschen zu schikanierten, sobald die Polizei aber eine Maßregel ergreift, die noch lange nicht „allerstrengste“ genannt werden kann, so ist's wieder zu viel und man spricht von Gewalt- und Willkürakten. Am Sonntag abend provozierte ein gewisser Antonio Alfieri im Theater Colombo einen Konflikt, indem er sich auf einen Platz setzte, den ein anderer nur für die Pause verlassen hatte und, als dieser zurückkehrte, nicht mehr weichen wollte. Alfieri schimpfte in den größten Ausdrücken und als die Polizei ihn aufforderte, das Lokal zu verlassen, da wurde er gegen sie ausfallend. Daß die Polizei ihn nun etwas unsanft anfaßte, sollte eigentlich als selbstverständlich angesehen werden, aber es besteht hierüber doch eine grosse Meinungsverschiedenheit, denn ein Blatt nennt das

harte Anfassen eine Gewalttat. — Alfieri, der auf dem Wege nach der Polizeistation wiederholte Fluchtversuche machte und einmal auch wirklich auskniff, wies tatsächlich an seinem Körper einige Flecken auf, aber wir möchten nur wissen, wie die Polizei, die einen solchen Ruhestörer doch bändigen muß, dieses anders als durch die Anwendung von Kraft und Energie erreichen soll.

Die deutsche Schauspielgesellschaft Blum und Lesing ist in Buenos Aires wohlbehalten eingetroffen und läßt dort im Odeontheater bereits heute zum Debut ihr „Großes Licht“ leuchten.

Sr. Hochwürden Herrn Abt Miguel Kruse gestaltete gestern das Gymnasium São Bento den Namenstag zu einem schönen Feste. Abends 8 Uhr fanden sich zu der dramatisch-musikalischen Soirée zahlreiche Gäste ein. Der große Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Schuljugend mußte im Hintergrund in der Halle zur Seite Aufstellung nehmen. Vorn war um den Gefeierten eine große Zahl von geistlichen Amtsbrüdern versammelt, sowie Vertreter der hiesigen Behörden, Befreundete des Gefeierten, so auch der Konsul des Deutschen Reiches.

Das Programm, dessen Ausführung von 8 bis gegen 11 Uhr dauerte, umfaßte Orchestervorträge, Soloproduktionen, Gesänge des Knabenchores mit Orchesterbegleitung und ein Drama „Alexandre do Orłowsky“. Das Stück mit 4 Akten spielte in Rußland im Jahre 1845. Es gab eine Episode aus der polnischen Revolution und verknüpfte die Schicksale einer polnischen und einer russischen Familie in der Weise wie in Romeo und Julia, wo der tödliche Haß der Eltern durch die Freundschaft der Kinder gelöst wird. Es kommt zur Verbannung, zur Flucht und schließlich zur ausgleichenden Gerechtigkeit durch den Zaren. Die Rollen lagen in Händen größerer Gymnasiasten und wurden durchgehends flott, bei einigen Rollen sogar mit vortrefflichem Talent gespielt. So war die Rolle des Grafen Constantino Orłowsky durch Daniel Ribeiro sehr gut besetzt. Der musikalische Teil des Programms wurde zwischen die einzelnen Akte des Dramas erhöht. Das Streichorchester, mit Klavier- resp. Haringeschoben und so die Abwechslung geschickt ermoniumbegleitung, hatte in seiner Auswahl recht hoch gegriffen. Es begann mit Mendelssohns Sinfonie Athalia, ließ Bizets Suite de Arlésienne, Bocherini-Minuette, Alleter-Rendez-vous und zum frohen Abschluß Waldteufels Amour et printemps folgen. Außerdem gab Herr Aschermann ein Violinsolo, Hubay-Hejre, in welchem der Künstler wieder seine saubere Technik zeigte, wie auch bei dem nachfolgenden Terzett für Violine, Flöte und Piano, Allegro von Beethoven. Großen Beifall ernteten die Knabenchoire in Sopranstimmen mit Orchesterbegleitung: Gounods Ave Maria und Benedictus und Adam-Miranox, von denen das prächtige Ave Maria den tiefsten Eindruck machte. Die eschola cantorum steht unter trefflicher Leitung, die Knaben singen kräftig, rein und mit guter Aussprache. Das schöne Fest, das für den Gefeierten eine würdige Huldigung war, schloß mit dem Vortrag der Nationalhymne durch das Orchester, den die Versammlung stehend anhörte. Aus allem dem, was man bei dieser Gelegenheit beobachten konnte, ist zu ersehen, daß die deutschen Ordensleute ihrem Ruf als Erzieher der Jugend auch hier in São Paulo alle Ehre machen.

Ueber die Testierfreiheit dürfte es bei der dritten Beratung des Zivilgesetzbuches im Senat noch zu einer lebhaften Debatte kommen. José Martinho und 12 Genossen haben dort ein Projekt als Zusatz resp. Abänderung eingebracht. Sie verlangen volle Testier-

freiheit für den Erblasser über alle seine Güter. Wenn im Testament die Ascendenten resp. Deszendenten nicht bedacht sind und sind solche vorhanden, die infolge Minderjährigkeit oder Krankheit sich den Lebensunterhalt nicht verdienen können, so sind die Erben verpflichtet, diese nach Art. 403 und 411 den Pflichtteil zu geben. Ist kein Testament da, so erben Verwandte, Gatte und Staat gemäß Artikel 1607. Diese grundsätzliche Entscheidung über ein großes Problem dürfte noch eine größere Debatte loslösen, so daß an der Fertigstellung des Gesetzes in diesem Jahre wohl gezweifelt werden kann.

**Ackerbauerzeugnisse.** Die neuesten Informationen des Ackerbauministeriums entnehmen wir folgende Angaben über den brasilianischen Getreidebau:

	1912	1911
Hafer		
Anbaufläche, Hektaren	3.917.250	3.991.490
Ernte, Hektoliter	115.798.420	106.893.300
„ Quintais	54.519.700	50.693.500
Gerste		
Anbaufläche, Hektaren	7.751.150	771.935
Ernte, Hektoliter	17.847.380	16.784.960
„ Quintais	11.381.340	10.856.570

Es hätte sich also dieses Jahr bei beiden Produktionen, trotz der Verminderung der Anbaufläche eine Zunahme der Produktion gegenüber dem Vorjahre eingestellt.

**Brasilianische Früchteausfuhr nach Europa.** Anknüpfend an den jüngsten Subventionsvertrag, den die Regierungen des Bundes und des Staates São Paulo mit den italienischen Schiffsgesellschaften über eine direkte Schifflinie abgeschlossen haben, hat Augusto Marinangeli, der im Santos-Munizip große Bananenpflanzungen besitzt, an den Ackerbausekretär eine Eingabe gerichtet. Da der Artikel 8 des Vertrages speziell für Früchteausfuhr Gefriereinrichtungen vorschreibt, meint der Petent, man sollte wenigstens versuchsweise Bananenexporte nach Italien vornehmen. Denn Italien sei immer dichter bevölkert und viele, die früher hier die brasilianischen Früchte kennen gelernt, würden sie drüben konsumieren. Aber dazu müßten ganz besondere Einrichtungen getroffen werden. Die Kühlkammern, in denen man italienische Früchte hieher bringt, eignen sich nicht für den Transport der tropischen Früchte, speziell der Bananen und Ananas. Es müßten Räume mit Lagern, Ventilation und kühler Luft errichtet werden. Schiffe mit solchen Vorrichtungen für Tropenfrüchte existieren schon im Verkehr mit Westindien, Honduras, Kolumbien, Panama und nach den Häfen von Nordamerika und Europa. Die Versuche können im kleinen gemacht werden; die Sache selber ist für die paulistaner Landwirtschaft von größter Wichtigkeit. — Die Anregung von Marinangeli ist tatsächlich eine beachtenswerte Ergänzung zu der Subventionsvorlage Mercadós. Man kann nicht genug betonen, daß für den Staat São Paulo der Uebergang zur Polykultur von eminenter Wichtigkeit ist, will er einer zweiten wirtschaftlichen Katastrophe der Kaffeedesvalorisation in wirksamer Weise vorbeugen. Die Früchteproduktion zum Export ist dazu eines der empfehlenswerten Mittel.

Einen Triumph-Zug von Zigeunern sah man in der Bundeshauptstadt am 25. ds. durch die große Avenida sich bewegen. Es handelte sich um die Zigeuner, deren Ausschiffung man im Monat Juli in Rio nicht gestattete. Ihrem Chef, Nicolau Cirom, war es aber gelungen, doch an Land zu kommen und seine Klage beim österreichisch-ungarischen Konsul anzubringen. Durch die Intervention des Konsularvertreters beim Polizeichef gelang es, daß den Zigeunern gestattet wurde, in Santos zu lan-

den. Von dort sind sie dann mit der „Atlanta“ wieder nach Rio gekommen, nun ungehindert ausgestiegen und in farbenreicher Nationaltracht per Auto siegesbewußt durch die Avenida gefahren. Sie werden sich in São Christovam niederlassen und dort Kesselfabrikation betreiben.

**Witterung.** Die letzten Tage hatte die Temperatur wieder ziemlich niedrige Grade erreicht, so am 25. ds. in Itararé 3,9 Grad bei 22,5 Maximum, in Faxina 5 (23,5), Bragança und São Paulo 4,5 (23), Botas 5,4 (25,5), São Carlos 5,2 (23,2), Rio Claro 5,6 (25,6), Campinas 7,7 (24), Franca 7 (23,5), Iguape 12,4 (21,2), Santos 13,3 (21). Indessen ist sommerliche Witterung eingekehrt und der Thermometer wieder im allgemeinen stark gestiegen.

Vom Gummikongreß in New-York hat am 23. ds. der Chef der brasilianischen Delegation, Dr. Candido Mendes de Almeida, an den Ackerbauminister über die Eröffnung telegraphiert. Der Kongreß ist außerordentlich stark besucht; beim Bankett erhielt Brasilien den Ehrenplatz. Auf die Begrüßungsansprache antwortete auch der Chef der brasilianischen Delegation auf Englisch. Die Ausstellung ist hervorragend an Menge und Mannigfaltigkeit; sie wurde am 24. ds. eröffnet. Der Tag für Brasilien ist auf den 28. ds. angesetzt, wozu die ganze Botschaft erscheint.

Für eine regelmäßige Schiffsverbindung von Rio nach Iguape wird demnächst auf Grund des Gesetzes vom 4. Januar 1912 vom nationalen Verkehrsminister eine Konkurrenz ausgeschrieben.

**Schießerei auf der Rua 15 de Novembro.** Am Mittwoch nachmittag wurde auf der Rua 15 de Novembro vor der italienischen Bank auf den Baumeister Francisco Fanelli von dem Kaufmann Salvador Sapia ein Revolverschuß abgegeben, der ihn am Unterleib leicht verletzte. Fanelli war dem anderen 1:000\$000 schuldig. Gestern trafen sich nun die beiden Männer, ein Wort gab das andere und schließlich gab Fanelli seinem Gläubiger eine Ohrfeige, worauf dieser sein Schießbeisen zog. Sapia wurde in flagranti verhaftet und nach der Zentralpolizei gebracht, wo dank dem Eingriff eines Advokaten seine Tat nicht als Mordversuch, sondern als leichte Körperverletzung klassifiziert wurde. Nachdem er Kautions geleistet, konnte er ungestört nach Hause gehen.

Für die Bahn nach Campos do Jordão soll in Pindamonhangaba am 5. Oktober der Bau eröffnet werden. Dr. Victor Godinho hat dazu den Staatspräsidenten eingeladen.

**Bevölkerungsbewegung.** In voriger Woche starben hier in der Stadt 149 Personen, 329 Kinder wurden geboren, 75 Ehen wurden geschlossen und 1913 Personen geimpft. Die eine Woche ergab also einen natürlichen Bevölkerungszuwachs von 180 Köpfen. Dabei sind noch 22 Kinder tot zur Welt gekommen. Einem gewaltsamen Tode sind 4 Personen erlegen. Von den Verstorbenen waren 29 Fremde und 119 Brasilianer, das kommt besonders davon, daß die 62 Kinder unter 2 Jahren als Brasilianer betrachtet werden, auch wenn sie von Fremden herstammten. Der Unterschied der Geschlechter war dieses Mal geringer, bei 87 männlichen und 62 weiblichen Leichen.

Um den Transport des Minas-Kaffees in Staate São Paulo zu überwachen und die Steuererhebung zu leiten, hat die Minas-Regierung Herrn Libanio da Rocha Vaz ernannt.

Auf dem staatlichen Arbeitsvermittlungsamte, das von 8 bis 10 und 12 bis 4 Uhr täglich am Largo do Palacio geöffnet ist, sind von 967 Personen folgende Arbeitskräfte gesucht: 5638 Ko-

lonistenfamilien, denen für 1000 Kaffeebäume per Jahr 60 bis 160 Milreis bezahlt werden, für das Aufhacken 12 bis 40\$, für das Pflücken \$500 bis 1\$ per Alqueire; ferner 200 Landarbeiter zu 2\$500 bis 4\$ Tagelohn, 709 Erdarbeiter für Eisenbahnbau zu 3 bis 5\$. Ebendasselbst werden Ländereien zum Kaufe angeboten in 17 Kolonien.

Ein Grabdenkmal für den Bundespräsidenten Affonso Penna wird heute auf dem Friedhof João Baptista in Rio de Janeiro feierlich enthüllt, wozu der Präsident Fonseca, sämtliche Minister, die Parlamentarier etc. erscheinen werden. Es ist das Werk des Bildhauers Behmiro de Almeida, besteht aus der Büste und einem auf 4 Säulen ruhenden Ueberbau.

Ein sehr anständiger Mensch ist sogar bei der Zentralbahn angestellt, als bloßer Diener im Zug. Der Ex-Postadministrator von São Paulo, João Baptista Cardoso, kam gestern abend mit dem Zug von Rio an. Beim Begrüßen so vieler Freunde und Bekannten vergaß er etwas sehr wichtiges in seiner Kabine, ein Päckchen, das 800 Pfund Sterling enthielt. Erst später besann sich der Ex-Postdirektor auf das wertvollste Reisegepäck und kam um 8 Uhr nach dem Nordbahnhof. Seine freudige Ueberraschung war nicht gering, als ihm der Stationschef das bewußte Päcklein überreichen konnte. Der Zugdiener João Rodrigues hatte es in der Kabine gefunden, es pflichtgemäß dem Zugführer eingehändigt und dieser dem Stationschef. Eine Gratifikation für den ehrlichen Diener konnte vorderhand nicht angenommen werden, ohne Erlaubnis der Direktion. Die Firma Martinelli, an welche die 800 Pfund Sterling bestimmt waren, hat nun an Dr. P. Frontin ein Gesuch gerichtet, damit er gestatte, daß der Diener João Rodrigues eine Belohnung annehmen dürfe. Die Belohnung wird dann auch eine Aufmunterung zur Ehrlichkeit für andere sein.

Verschwunden. Wie wir dem „Diario de Santos“ entnehmen, wird ein 38 jähriger Deutscher, namens Gustav Redder, vermißt. Er begab sich von São Paulo nach Santos und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. Auf der Polizei von Santos hat nach dem Vermißten ein Herr Christiano Stahl gesucht.

In 5 Tagen von Paris nach Brasilien. Die Londoner „Financial Nes“ legen in einem Artikel die Möglichkeit dar, daß man durch den Bau einer Bahn von Tanger bis Rio Gambia mit Anschluß schnellster Schifflinie von Afrika bis Pernambuco in 5 Tagen von Paris nach Brasilien gelangen könnte. Bis aber dies geschieht, hat wohl die Luftschifferei schon vorher diese Strecke überwunden.

In der Geschichte der Sklaverei ist der 28. September ein wichtiger Tag. Heute sind es 41 Jahre her, daß die Hauptquelle der Sklaverei mit dem Gesetz über „ventre libre“ zugestopft wurde. Durch das Gesetz wurden alle von einer Sklavin in Brasilien geborenen Kinder als Freie erklärt. Drei Männer sind in der brasilianischen Sklavereigeschichte besonders hervorragend: Enzebró de Queiroz durch das Verbot des Sklavenhandels, Rio Branco durch die Lei Aurea und João Alfredo durch das Gesetz vom 13. Mai 1888. Das Centro da Federação dos Homens de Cor wird den Tag festlich begehen am Largo do Riachuelo 56, wo Dr. E. Bourroul wiederum die Festrede hält.

Deutsche Professoren in Brasilien. Die Ingenieurschule zu Porto Alegre, der neulich das agronomische Institut angegliedert wurde, hat ihr Dozentenkorps bedeutend vermehren müssen und unter den neu Eintretenden befinden sich auch folgende Deutsche, die in Europa kontrahiert wurden, F. Rahnführer, Astronomie; W. Herbert, Botanik; Armin

Zedwitz, allgemeine Chemie und Technologie; Fritz Springfield, Bakteriologie und Veterinärhygiene; C. E. Kraig, Agronomie; W. Breitwieser, allgemeine Chemie und Mineralogie; außerdem wurden dortselbst angestellt die Herren Rudolf Giesch im Staatsmuseum und C. Breyer als Meister der Maschinen- und Motorenabteilung, der ebenfalls dem Polytechnikum angegliederten Handwerksschule. Unter den älteren Professoren befindet sich der Deutsche Herr Rudolf Ahrons, Architektur, und der Deutschbrasilianer Herr Luiz Englert, Geometrie; der Direktor der Handwerksschule ist ebenfalls ein Deutschbrasilianer, Herr Hans Lüderitz und wenn man den deutschnamigen Letten Adolf Alfred Stern, Lehrer der Astronomie und Mathematik, dazu zählt, dann hat fast die Hälfte des Lehrpersonals der portoalegrenser Ingenieurschule deutsche Namen, denn auch der Museumdirektor trägt den Namen Franz R. Simch (der Herr ist Sohn eines Deutschböhmens). Der Direktor dieser Schule ist der frühere Staatssekretär der öffentlichen Arbeiten, J. J. Pereira Parobé, der seinerzeit in einem Relatorium über die Einwanderer den beleidigenden Ausdruck „verdadeiros desterrados“ gebrauchte. Sollte der Herr zu der Einsicht gekommen sein, daß die „des Landes Verwiesenen“ dem neuen Lande doch ganz hervorragende Dienste leisten können?

Neues Gebäude der Deutschen Schule. Die wohl jedem guten Deutschen sympathische Schulhausbau-Stiftung ladet die Mitglieder der gesamten deutschsprechenden Kolonie S. Paulos ein, am Sonntag, den 29. September um halb 10 Uhr den Neubau in der Rua Olinda zu besichtigen, wie auch aus dem Anzeigenteil ersichtlich ist.

Die Schulhausbau-Stiftung und mit ihr die deutsche Kolonie darf stolz darauf sein, daß sie es in so kurzer Zeit soweit gebracht hat, daß heute bereits der stattliche Bau mit dem Dachstuhl versehen ist, sodaß auf das heutige Richtfest für die Arbeiter morgen eine allgemeine Besichtigung des interessanten Baues folgen kann.

Manchem wollte zu Anfang das Unternehmen zu gewagt und das Ziel zu weit gesteckt erscheinen, machte es sich die Leitung doch zur Aufgabe etwas wirklich Gutes und Großes zu schaffen, das der deutschen Kolonie zur Ehre gereichen sollte. Und wirklich, die Gesamtkosten, welche Terrain, Gebäude, Möbel und Lehrmittel erfordern, betragen ca. Rs. 335:000\$000, und wenn auch durch den Erlös des alten Schulgebäudes Rs. 135:000\$000 zur Verfügung gestellt wurden, so blieben immerhin noch ca. 200 Contos durch Sammlungen aufzutreiben. Dieses Mal aber, wo es sich um eine wirklich gute, nützliche und notwendige Sache handelte, hat sich die Opferfreudigkeit unserer Kolonie glänzend bewährt, das stolze Gebäude wird ein Geschenk darstellen an unseren Verein Deutsche Schule von den ehemaligen Mitgliedern unserer Kolonie, von deutschen mit S. Paulo Handel treibenden Firmen und in erster Linie von der gesamten deutschsprechenden Kolonie São Paulos, von der sich jeder Einzelne seinen Verhältnissen entsprechend an dem guten Werke freudig beteiligt hat. Die Wenigen, die noch fehlen, werden sich ja gewiß nicht ganz von einem solchen allgemeinen Werke ausschließen wollen, sondern auch bald dazu beitragen, den Restbetrag aufzubringen.

Ein Besuch des Neubaus wird sich sehr lohnen. Herrlich gelegen dominiert der stattliche Bau wegen seiner Größe, seiner architektonischen Schönheit und seiner hohen freien Lage weithin in der Umgebung. Die Aussicht von den oberen Räumen ist prächtig. Der leider verstorbene Baumeister Herr August Fried hat damit ein Meisterwerk geschaffen, welches für ihn ein ehrenvolles Denkmal darstellen

wird. Die Vollendung des Baues liegt in den Händen seines Schwiegersohnes, Herrn Anton Rapp.

Eine Besichtigung des Neubaus können wir einem Jeden warm empfehlen, es wird jeden mit Freude und Stolz erfüllen, wenn er sich überzeugt, daß wir bald im Besitze eines großen und schönen Schulgebäudes sein werden, wie unsere so zahlreiche Kolonie es beanspruchen darf, umsomehr, als es sich um ein nationales Werk handelt, an dem jeder Einzelne sich willig und gern zum Besten der Gesamtheit beteiligt hat.

**Totgefahren.** Sonnabend abend wurde auf der Rua Santa Ephigenia zwischen den Straßen Aurora und Victoria der 11jährige José de Figueiredo von dem Automobil 459 überfahren und so schwer verletzt, daß er nach einer Stunde verstarb, ohne die Besinnung wiedererlangt zu haben. Alle Augenzugehen des Vorfalles stimmen darin überein, daß den Chauffeur keine Schuld trifft. Er fuhr mit der erlaubten Geschwindigkeit und hatte, da er den Strassendamm weit vor sich leer sah, keinen Grund Warnsignale zu geben. Der kleine José ging auf dem Bürgersteig vor ihm her, aber plötzlich sprang er auf den Damm, um über die Straße zu laufen. Das geschah nur einige Meter vor dem Automobil und es war nicht mehr menschenmöglich, den Wagen auf diese Distanz zum Stehen zu bringen. Der Chauffeur Ernesto Simões wurde in flagranti festgenommen, wird aber jedenfalls freigelassen werden, denn bei einem solchen Sachverhalt ist er für den Tod des unglücklichen Kleinen nicht verantwortlich zu machen.

**Schwerer Unglücksfall.** Am Sonnabend vormittag ereignete sich bei dem Bau in der Rua 15 de Novembro Nr. 26 ein schwerer Unglücksfall, der die Bauunternehmer und Bauleiter mahnt, die Tragfähigkeit der Gerüste mit der größten Vorsicht zu prüfen, bevor man ihr die Menschenleben anvertraut. Das betreffende Haus wird wie die meisten Neubauten in Eisenkonstruktion ausgeführt und die Arbeiter sind gerade damit beschäftigt, die schweren Eisenpfeiler aufzurichten. Um zehn Uhr morgens wurde ein solcher Pfeiler mit dem Krähne hochgewunden und sollte auf einen Pfeiler des ersten Stockes aufgesetzt werden. Bevor man das schwere und lange Eisenstück nach seinem bestimmten Platze dirigieren konnte, mußte es auf das Gerüst herabgelassen werden und unglücklicherweise war gerade an der Stelle, wo der Pfeiler aufstieß in der Planke ein Ast; die Planke brach unter dem ungeheuren Gewicht und die Arbeiter stürzten mit ihr in die Tiefe. Das schwere Gerüststück traf mehrere Arbeiter und von diesen einen so schwer, daß er auf dem Wege nach der Santa Casa verstarb. Der Verunglückte hieß Martin Fernandez, war spanischer Nationalität und erst siebzehn Jahre alt. Von den anderen drei Verletzten sind zwei Italiener und einer ist Spanier. Alle drei mußten nach der Santa Casa gebracht werden. Dieser schwere Unglücksfall, der sich gerade an der Hauptstraße unserer Stadt ereignete, bildete Sonnabend das Tagesgespräch und die allgemeine Stimmung war, daß bei den großen Bauten für die Sicherheit der Arbeiter nicht genug gesorgt sei, was bei zahlreichen Fällen auch wirklich zutrifft.

**Diplomatisches.** In der brasilianischen Diplomatie stehen große Veränderungen bevor. Der Unterstaatssekretär im Ministerium des Aeußern, Herr Dr. Enéas Martins, wird die ihm von dem Staate Pará angebotene Kandidatur annehmen und als Gouverneur nach Belém gehen; Dr. M. de Oliveira Lima, der bekannte Konferenzen- und Leitartikel-Diplomat in Brüssel, tritt „aus Gesundheitsrücksichten“ zurück und will zur Erholung verschiedene

Vortragsreisen durch Nordamerika und England unternehmen, und die Gesandtschaft in Buenos Aires ist bereits frei. Es handelt sich also um erstklassige Posten, für die es an Prätendenten nicht fehlt. Die einflußreichen Persönlichkeiten sind schon fleißig am Werk, um den Minister des Aeußern zu überzeugen, daß ihre speziellen Freunde wahre diplomatische Genies sind. Für die Gesandtschaft in Buenos Aires will man den richtigen Mann schon entdeckt haben. Es ist dies Dr. Domicio da Gama, der gegenwärtige Botschafter in Washington. Der Herr ist schon einmal in Buenos Aires gewesen und ist dort nicht unbeliebt. Auf diese Weise würde aber die vielbegehrte Botschaft in der Yankee-Hauptstadt einen anderen Gesandten nach Buenos Aires versetzen und man müßte wieder nach einem Ersatzmann suchen. Dasselbe wäre der Fall, wenn man einen anderen Gesandten nach Buenos Aires versetzen oder zum Unterstaatssekretär ernennen würde — wo ein Mann weggenommen wird, dort fehlt einer — anders ist es möglich und deshalb wird man aus den Nichtdiplomaten einige Herren aussuchen müssen, die die entstandenen Lücken ausfüllen sollen. — Drei Diplomaten scheiden aus und drei Männer hat man, die sehr gerne Diplomaten werden möchten. Es sind dies die Herren José Carlos Rodrigues, Herausgeber des „Jornal do Commercio“, Antonio Azeredo, Bundessenator für Mato Grosso und Herausgeber der „Tribuna“ und Dr. Dunshee de Abranches, Bundesdeputierter für Maranhão und Präsident sowohl des Pressevereins wie der Parlamentskommission für Diplomatie und Verträge. Der Ersatz wäre da, aber man hat doch wieder seine Schwierigkeiten. Dazu gehören erstens die vielen anderen Empfehlungen, die man eventuell doch berücksichtigen muß, und zweitens die speziellen Wünsche der Genannten. José C. Rodrigues will nur nach Washington gehen, Azeredo erscheint ein diplomatischer Posten nur dann erstrebenswert, wenn er in Paris liegt, und Dr. Dunshee de Abranches hat gerade dieselben Neigungen wie Rodrigues und dazu muß noch berücksichtigt werden, daß diese beiden Herren allzu große Amerikafreunde sind: Der eine macht in seiner Zeitung für Nordamerika die größte Propaganda und Dr. Dunshee de Abranches schreibt den Yankees zuliebe seine Bücher in englischer Sprache. Wenn man einen von ihnen nach Washington schicken würde, dann hätten die Vereinigten Staaten einen tüchtigen Fürsprecher bei der brasilianischen Regierung, diese aber keinen energischen Vertreter ihrer Interessen in Nordamerika. — Die Sache ist, mag man sie nun drehen und wenden wie man will, nicht leicht zu regeln und Herr Lauro Müller wird beim Nachdenken zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß das Geben zwar seliger ist denn nehmen, aber doch auch sehr häufig mit Schwierigkeiten verbunden.

**Assistencia Policial.** Der Delegado Dr. Rudge Ramos, der dem städtischen Hilfedienst vorsteht, hat über die Inanspruchnahme desselben im Laufe des Monats September eine detaillierte Statistik ausgearbeitet. Nach dieser Aufstellung wurden im vorigen Monat 543 Personen Hilfe geleistet. Davon waren 407 männlichen und 136 weiblichen Geschlechts. Ueber 21 Jahre alt waren 359 Personen, unter diesem Alter 184. Der Farbe nach waren: 480 Weiße, 28 Braune, 34 Schwarze und 1 Gelber. Verheiratet waren 213, ledig 307, verwitwet 21 und 2 unbekannt. In dem genannten Monat ereigneten sich 250 Unglücksfälle und zwar 92 bei der Arbeit, 27 in der Betrunketheit, 2 durch Feuerwaffen, 6 durch Feuer, 42 durch Sturz, 8 durch Hundebiß, 1 durch Explosion, 1 durch das Ausschlagen eines Pferdes, 7 durch Wagenzusammenstoß, 17 beim Aspringen vom Bond,

2 durch Erstickung, 10 durch Anrennpelung durch ein Auto, 8 durch Lastwagen, 4 durch Bond, 3 durch Fahrrad, 1 durch Tilbury, 1 durch Kutsche und 16 durch verschiedene Ursachen. Vergiftungen gab es zwei. Bei Angriffen Verletzte nahmen in 125 Fällen den Hilfsdienst in Anspruch. Die Verletzungen waren: 15 durch schneidende Waffe, 11 durch Schußwaffe, 85 durch stumpfe und 14 durch Stichwaffe. Selbstmordversuche wurden 30 ausgeführt. Die dazu angewandten Mittel waren in 3 Fällen Schußwaffe, in 2 Fällen scharfe Waffe, in 1 Falle wurden die mit Petroleum getränkten Kleider angesteckt. Von Giften wurden genommen: Aether 2 mal, Kreolin 2 mal, Permanganat 4 mal, Morphinum 1 mal, Jodtinktur 2 mal, Sublimat 4 mal, Arsenik 1 mal, Quecksilber 1 mal, Lysol 2 mal und Schreibtinte 1 mal. Die Assistencia leistete außerdem noch Beistand 54 mal in der Wohnung, 4 mal bei Entbindung und 77 mal bei plötzlicher Erkrankung auf der Straße. Von den behandelten Personen kamen nach der Wohnung 389, nach der Santa Casa 70, nach dem Militärhospital 9, nach der Maternidade 3, nach der Beneficencia Portugueza 1, nach dem Pasteur-Institut 2, nach dem fängnis 66 und nach dem Nekroterium 3. Die einzelnen Polizeiärzte waren an den Hilfeleistungen beteiligt, Dr. Raul Sá Pinto in 189 Fällen, Dr. Alfredo de Castro in 59, Dr. José Luiz Guimarães in 106, Dr. França Filho in 106, Dr. Luiz Hoppe in 51, die Gerichtsärzte Dr. Xavier de Barros in 2, Dr. Pedro Nacarato in 24 und Dr. Bonifacio de Castro in 6 Fällen. Aus dieser Statistik kann man ersehen, welche große Bedeutung die Assistencia hat.

Die Station Ibiqurara wird, wie die Paulista mitteilt, von nun an Santa Rosa heißen. Etwa sehr modern scheint die Direktion der Paulista allerdings nicht angehaucht zu sein.

Das Volksfest der Deutschen Schule S. Paulo rückt allmählich heran. Bekanntlich sind dafür der 12. und 13. ds. vorgesehen und als Festplatz die Chacara Floresta bei Ponte Grande. Die Vorbereitungen werden eifrig betrieben und nichts versäumt, um den Besuchern eine angenehme Unterhaltung zu bieten. An die Mitglieder der Kolonie verschickte der Vorstand ein Zirkular. Die Beisteuer von Preisen oder Geschenken aller Art für die Tombola ist sehr willkommen. Die Gegenstände oder Beträge werden nach der Deutschen Schule, Rua Florencio de Abreu Nr. 31 erbeten, oder werden nach entsprechender Mitteilung an den Direktor der Schule oder die Mitglieder des Vorstandes durch Beauftragte abgeholt. Bei dem heurigen Fest soll, dem Geiste der Zeit folgend, auch ein Kinema eingerichtet werden.

Für die deutsche Santa Catharinabahn. Die Brasilianische Bank für Deutschland teilte dem Verkehrsminister am 1. ds. mit, die Bahndirektion habe als Anzahlung für die 1. Quote der 2.400.000 Pfund Sterling-Emission den Betrag von 600.000 Pf. Sterling bei ihr deponiert.

Für die Beobachtung der Sonnenfinsternis vom 10. ds. hat das nationale Observatorium zwei Sektionen geschaffen, die eine begibt sich nach Passa Quatro unter Leitung von Herrn Morize; die andere nach Silveiras unter Leitung von Herrn Julião de Oliveira Locaile.

Die Konversionskasse hatte am 1. Oktober ein Golddepot von 354.928:725\$, an Verpflichtungen 19.339:776\$ auf Grund vom Gesetz 2357 und eine Notenemission von 374.261:700\$ in Zirkulation und 6:714\$ Moeda subsidiaria.

Eine Druckereizerstörung wird aus Porto Seguro gemeldet. Der zur Seabra-Partei gehörige Ortsrichter hatte an dem lokalen Oppositionsblatt „Correio de Porto Seguro“ kein besonderes Wohlgefallen und ließ deshalb durch seine Capangas das

Etablissement in Trümmer schlagen. Das Personal, welches von der „noblen“ Absicht des Richters „Wind“ bekam, hatte sich rechtzeitig aus dem Staub gemacht. Was muß die Kulturmenschheit eigentlich von Brasilien denken, wenn sie unsere Justiz-Vertreter an der Arbeit sieht? Die einen sprechen die gemeinsten Mörder frei, die anderen machen jeden Widerspruch mundtot, indem sie die Zeitungsdruckereien zerstören!

Ein durchgebranntes Pärchen wird schon wieder aus Curityba signalisiert. Erst vorige Woche hatte sich so naiv hier ein von dort ausgeflogenes deutsches Pärchen fassen lassen. Jetzt hat die dortige Polizei ein Fräulein Margarita Micula angemeldet, die sich von einem Christiano de tal hat entführen lassen. Doch scheint der Christiano de tal nicht gerade auf den Kopf gefallen zu sein, wenigstens ist er nicht mit dem Zuge der Polizei direkt in die Hände gerannt. Man meldete ihn bei der Polizei in Santos an. Aber dort ist weder die Margarita noch ihr Christiano zu finden. Drum feiern sie wohl vorderhand Hochzeit ohne Haft.

Moyses darf nicht ins gelobte Land. Mit dem Dampfer „Italia“ traf in Santos Moyses Balesteros ein. Da aber dieser Moyses zwar vom koscheren Stamme aber ein schlechter Prophet ist, weil er sich auf den Mädchenhandel verlegte, so wurde ihm verboten, den gesegneten Boden Brasiliens zu betreten.

Eine interessante Erbschaft. Der Ex-Padre Henrique Alves Martins Ribeiro, der in Ribeirão Preto starb, hatte als seinen Erben einen unehelichen Sohn, den er in Ribeirão Preto hatte, eingesetzt. Die Hinterlassenschaft beträgt nicht weniger als 1400 Contos. Nun hat sich ein gewisser Alvaro Coelho als der betreffende Erbberechtigte angemeldet. Da die Angelegenheit in Rio de Janeiro zur Erledigung kommt, ist Coelho eingeladen, vor der dortigen Polizei die Beweisdokumente für seine Eigenschaft als unehelicher Sohn des früheren Klerikers zu erbringen.

Der Deutsche Schul- und Leseverein in Campinas hält am 12. und 13. Oktober die feierliche Eröffnung des neuen Schulhauses ab. Bekanntlich hat der Verein in der Rua Rio Branco einen neuen Schulhausbau erstellt, welcher der deutschen Kolonie von Campinas alle Ehre macht und für die Heranbildung ihrer kommenden Generationen ausreichende und schöne, gesunde Räumlichkeiten bietet. Für das Fest ist folgendes Programm aufgestellt: Sonnabend, den 12. Oktober, Anfang um 2 Uhr nachmittags: 1. Deutsche Nationalhymne. 2. Abschied vom alten Schulhause mit Gesang der Kinder des Liedes „Nun leb' denn wohl, du stilles Haus“. 3. Feierlicher Einzug ins neue Schulhaus und Begrüßung der verehrlichen Gäste durch den Präsidenten des Verens, Hrn. Michael Köbner. 4. Vortrag eines Originalgedichtes durch eine Schülerin zur Feier der Eröffnung. 5. Lied „Wir hatten gebauet“ durch den Schülerchor. 6. Festrede des Herrn Professor Theodor Jahn. 7. „Das deutsche Lied“ durch den Männerchor des Gesangvereins „Konkordia“. 8. Danksagung an die verehrten Anwesenden in portugiesischer Sprache durch Herrn Reinhold Laubenstein. 9. Brasilianische Nationalhymne. 10. Belustigungen und Spiele aller Art und hierauf Ball. Sonntag, den 13. Oktober, Anfang um 3 Uhr nachmittags: Gartenkonzert, Tanz, allerhand Spiele und Vergnügungen. Eintritt frei. — Für die uns freundlichst gewordene Einladung besten Dank.

Die Zolleinnahmen in Rio de Janeiro betragen im Monat September 10.101:137\$, gegen 8.690:543\$ im September 1911, so daß sich heuer ein Mehr von 1.410:591\$ ergab.

## Bundeshauptstadt.

Die Brahma-Brauerei in 1911/12. Der mit dem 30. Juni abschließende 8. Jahresbericht konstatierte einen allseitig befriedigenden Geschäftsgang, eine erhebliche Zunahme der Produktion an Bier, Eis und Kohlensäure, vor allem aber im Hauptprodukt Bier. Diese entspricht allerdings nur den bedeutenden Erweiterungen und Verbesserungen, die auch dieses Jahr wieder im Betriebe eingeführt wurden und für welche die Summe von 1.864:407\$ aufgewendet wurde. Aber kaum waren diese Verbesserungen und Vergrößerungen fertig, so sah sich die Betriebsdirektion wieder veranlaßt, an neue zu denken. So erfordert in Zukunft der Betrieb mehr Einnahmen für Kapitalverzinsung und Amortisation. Die Bilanz vom 30. Juni weist folgende Hauptposten auf in den Aktiva von 11.732:820\$ an Immobilien 5.707:992\$, Mobilien 3.135:001\$, ausstehenden Forderungen 1.260:570\$, Inventar 1.400:507\$, Kasse 39:194\$; unter den Passiva 5.000:000\$ Kapital; 1.250:000\$ Debentures, verschiedene Gläubiger 1.568:455\$, Reserven 1.398:000\$, Verbesserungsfond 413:212\$, Dividenden 300:000\$, Gewinn- und Verlustkonto 607:936\$. Den Bericht zeichnen Herr Joh. Künning als Direktor-Präsident, Herr Jos. Klepsch als Direktor-Kassierer und Herr A. Wendler als Direktor-Sekretär int., als Rechnungsrevisoren die Herren P. Fritz, Emil John und Herm. J. Kröger.

**Lebensmittelteuerung.** Wie verlautet, sollen die Fleischpreise, die erst vor einigen Wochen um 100 Reis erhöht wurden, schon wieder hinaufgesetzt werden, und zwar diesmal gleich beträchtlich, von 900 Reis bzw. 1\$000 auf 1\$300 bzw. 1\$400 pro Kilo. Die Schuldigen sind natürlich die Zwischenhändler, die den Großverkauf an die Fleischer in Händen haben, denn sie haben beschlossen, den Großpreis im Depot von S. Diogo auf 1\$100 bzw. 1\$200 zu erhöhen, sodaß den Fleischern gar nichts übrig bleibt, als zu den angegebenen Preisen zu verkaufen. Selbstverständlich wird von allen Seiten gegen diesen Beschluß protestiert und die Hilfe des Präfekten angerufen, die vor einiger Zeit schon den Zwischenhändlern drohte, er werde einen städtischen Fleischverkauf einrichten, wenn sie die Preise erhöhten. Aber die Drohung wird die Händler kaum schrecken, denn ein städtischer Fleischverkauf ist ja eine ganz schöne Sache, aber es gehört auch Fleisch dazu. Und das hat die Stadt nicht zur Verfügung. Nach einem Gespräch, das wir neulich zufällig anhörten und das auch durch Zeitungsmeldungen bestätigt wurde, sind nämlich die Zwischenhändler gar nicht so schuldig, wie es scheint. Sie handeln nicht aus purem Uebermut, sondern weil sie nicht genug Schlachtvieh heranzubringen können. Die Dürre im Innern, der ziemlich viel Vieh zum Opfer fiel, hat das Angebot von Schlachtreifen Tieren verringert. Und obendrein sorgt die Zentralbahn nicht für den Transport, sodaß die Herden vielfach angetrieben werden müssen, wenigstens streckenweise. Das ist zeiteraubend, kostspielig und verlustbringend.

**Der Mord in der Avenida Central.** Die Annalen des brasilianischen Schwurgerichtes sind um einen neuen skandalösen Fall bereichert. Das schon minimale Vertrauen zu den Geschworenen ist jetzt ganz erschüttert und die Zeit ist wohl nicht mehr fern, wo in Rio de Janeiro Geschworener zu sein, eine Schande sein und das Wort: „Charakterlos wie ein Geschworener“ in Gebrauch kommen wird. Die fluminenser Geschworenen haben es fertig gebracht, Mendes Tavares freizusprechen und zwar durch Verneinung der ersten Frage in allen drei Serien des Prozesses. Die erste Frage der ers-

ten Serie lautete, ob der genannte Arzt am 14. Oktober 1911 in der Avenida Central gegen den Kapitän Lopes da Cruz Schüsse abgegeben habe, und die Antwort lautete: nein. Nach dieser Verneinung brauchten die detaillierenden Fragen der Serie nicht mehr erwähnt zu werden. Die erste Frage der zweiten Serie war: hat Mendes Tavares andere zur Ermordung des Lopes da Cruz angestiftet? und wieder war die Antwort ein bestimmtes Nein. Die erste Frage der dritten Serie betraf die dem Portier des Club Naval zugefügten Körperverletzungen und wieder war die Antwort ein Nein. Darauf fällt der Richter sein freisprechendes Urteil, Mendes Tavares und seine Advokaten wurden umarmt: man sprach von einem Siege der Gerechtigkeit und — der zweite Akt der Tragikomödie war aus. — In der Stadt wurde der Prozeß eifrig kommentiert und es gab wohl sehr wenig Stimmen, die das Schwurgericht nicht verurteilten, aber was nützt das alles! Mendes Tavares ist einmal freigesprochen und er wird auch das zweitemal freigesprochen werden. Wenn die Verwandten des Ermordeten seinen Tod sühnen wollen, dann bleibt ihnen nichts aderes übrig, als einige Capangas zu dingen, die den Mörder aus der Welt schaffen. — Wie der Freispruch möglich war, das wird durch eine Zuschrift des Club Naval an das „Jornal do Commercio“ erklärt. Die Freunde von Mendes Tavares haben das Gerücht zu verbreiten gewußt, daß die konservativ-republikanische Partei sich für die Freisprechung des Mörders interessiere. Deshalb haben sie auch den Minister-Vetter Flores da Cunha dem Hauptverteidiger, Evarista de Moraes, als Stütze beigegeben; die Anwesenheit des Deputierten auf der Verteidigertribüne sollte den Eindruck erwecken, daß es sich um eine politische Angelegenheit handle. Eine Kommission soll die Geschworenen in ihren Wohnungen aufgesucht haben, um sie zu bearbeiten oder einzuschüchtern. — Dies alles erzählt der Club Naval in der größten fluminenser Zeitung, dies alles dringt in das Volk und das Resultat kann selbstverständlich nur das sein, daß die Jury ihren Kredit total verliert. — Jetzt müssen noch die beiden Capangas von Mendes Tavares vor die Geschworenen kommen: was ihnen geschieht, ist aber ziemlich gleichgiltig. Werden sie auch freigesprochen, dann ist der Skandal nicht größer, werden sie verurteilt, dann wird auch nur eine alte Erfahrung bestätigt — daß die Jury parteiisch ist.

Eine Palastrevolution scheint innerhalb der Vertretung des Staates Rio Grande do Sul in der Deputiertenkammer vor sich zu gehen. Am Dienstag stimmten alle Deputierten jenes Staates gegen den Führer ihrer Bank, der zugleich Führer der Mehrheit ist, gegen Herrn Fonseca Hermes, den Bruder des Bundespräsidenten. Den Anlaß bot die Beratung über den bekannten Amnestie-Antrag. Die Amnestie sollte, wie unseren Lesern vielleicht noch erinnerlich sein dürfte, ursprünglich den armen Teufeln zugute kommen, die sich in die Meutereien der Marine und des Seebataillons Ende 1910 hineinziehen ließen. Der Senator Francisco Glycério beging dann den unglaublichen Streich, die Ausdehnung der Amnestie auch auf die für das Bombardement von Manaos Verantwortlichen zu beantragen, d. h. auf den Obersten Pantaleão Telles und den Kommandanten Costa Mendes. Natürlich wurde dieser Zusatzantrag im Senat angenommen, denn in solchen Dingen sind wir bei unserm sprichwörtlichen Anarchismus und unserer allgemeinen Disziplinlosigkeit ja groß. Der Gesetzentwurf ging dann an die Kammer, die ihn der Justizkommission zur Prüfung überwies. Berichterstatter war der Riograndenser Deputierte Carlos Maximiliano, der namens der Kommiss-

sion für die Annahme des Gesetzentwurfs in der Form eintreten sollte, in der er aus dem Senat kam. Die Angelegenheit stand auf der Tagesordnung der Dienstag-Sitzung. Ehe sie aber zur Beratung kam, beantragte der Deputierte Souza e Silva, den Entwurf auch noch der Heeres- und Marinekommission zu überweisen. Zweck dieses Antrags war, den Gesetzentwurf zu amputieren, und zwar sollte der Teil gestrichen werden, der sich auf die Amnestie der Meuterer bezog, also die Amnestie, die ursprünglich allein in Aussicht genommen gewesen war! In den Kreisen der Marineoffiziere waren nämlich Stimmen laut geworden, die die Amnestie der Meuterer als unerträglich bezeichneten. Gegen die Begnadigung der Bombardeure von Manaus, die als höhere Offiziere doch einigermaßen wissen mußten, was sie taten, hatten die Kameraden nichts einzuwenden. Die armen, unwissenden Verführten von den Schiffen und der Cobrainsel aber sollten die zudiktierten Strafen erleiden. Der Antrag Souza e Silva, der auf Wunsch der Drahtzieher eingebracht worden war, konnte jedoch nicht erledigt werden, da die Opposition den Saal verließ und so Beschlußunfähigkeit herbeiführte. Bei der unwirksamen Abstimmung sprachen sich aber sämtliche Riograndenser mit Herrn Carlos Maximiliano gegen den Antrag Souza e Silva aus, den ihr Führer Fonseca Hermes warm empfohlen hatte. Herr Carlos Maximiliano hielt dann noch eine Rede, in der es an deutlichen Spitzen gegen Herrn Fonseca Hermes nicht fehlte. Wenn dieser die Konsequenzen zöge, so müßte er nun die Führung von Rio Grande do Sul niederlegen. Wir glauben aber vorläufig noch nicht an den Erfolg der Palastrevolution.

Das Fort Copacabana hat 2 Kuppeln von 7,5 Zentimeter für Krupp-Kanonen erhalten. Dabei trat der elektrische Krahn von 80 Tonnen Tragkraft in Aktion zur Einrichtung der Kuppeln und der zwei Kanonen von 305 Millimeter. Zu dieser Gelegenheit erschien am Sonntag der Bundespräsident mit dem Kriegsminister auf dem Fort.

Die Herren Hauer u. Co. in São Mathcus haben dem Finanzminister ein Gesuch um zollfreie Einfuhr der Materialien zum Bau eines Frachtdampfers „Palmas“ eingereicht. Der Minister erklärte, auf das Material seien 8 Prozent ad valorem zu bezahlen.

Brasilien-Argentinien. Durch die Presse geht jetzt ein Interview, daß der Präsident des Pressevereins, Herr Dr. Dunshee de Abranches, der zugleich der Präsident der Kommission für Diplomatie und Verträge in der Bundeskammer ist dem argentinischen Journalisten Herrn Facio Hebequer, der neulich hier war, gewährt hat. Das Interview betrifft natürlich die brasilianisch-argentinischen Beziehungen und die Bedeutung des Mannes, der da zu Worte kommt, rechtfertigt das große Interesse, das diesen Äußerungen entgegengebracht wird. Nach der Lektüre wird das Interesse aber einer Enttäuschung Platz machen, denn Herr Dr. Dunshee de Abranches hat mit einem kolossalen Aufgebot von schönen Worten indirekt eingestanden, daß er nichts zu sagen habe: das ganze Interview enthält nichts anderes als Phrasen. Einige Beachtung verdient nur die Stelle, wo der Interviewte die Notwendigkeit eines brasilianisch-argentinischen Handelsvertrages ablehnt. Junge Länder, die sich im Anfangsstadium ihrer Entwicklung befinden, sollten nach der Ansicht des gelehrten Herrn Dr. Dunshee de Abranches entweder gar keine oder nur kurze Handelsverträge schließen. Brasilien und Argentinien brauchten keinen Handelsvertrag, sondern eine gegenseitige Freundschaft. Daß diese Freundschaft,

wenn sie nicht auf die solide Grundlage der gemeinsamen Interessen basiert ist, oder wenn gar eine Spannung der Interessen besteht, sehr leicht zu einer hohlen Phrase werden kann, hat Herr Dr. Dunshee nicht überlegt. — An dieser Stelle hat Herr Hebequer den Einwurf gemacht, daß die Freundschaft zwischen Argentinien und Brasilien gar nicht mehr besser werden könne, und Dr. Dunshee hat ihm rückhaltslos zugestimmt. Diese Freundschaft soll aber genährt werden und das könne dadurch geschehen, daß alljährlich einige brasilianische Journalisten nach Argentinien gehen und argentinische Journalisten nach Rio de Janeiro kommen. Also eine echte Champagner- und Sandwich-Freundschaft ist nach der Auffassung des Herrn Dr. Dunshee de Abranches das höchste der Gefühle; mehr verlangt er nicht, und da die anderen Herren wohl derselben Ansicht sein dürften, so können wir den ganzen Aussöhnungsrummel als eine allerdings kostspielige aber doch recht langweilige und schlecht gespielte Komödie betrachten.

Nationalkongreß. Die Tagungsperiode ist wieder um einen Monat verlängert worden. Nach dem Beschluß sollen die Väter des Vaterlandes bis 3. November versammelt bleiben, aber es ist sicher, daß, falls keine unerwarteten Ereignisse eintreten, die Tagung wieder einmal bis Ende des Jahres andauern wird. Von einer alten Tradition darf man eben nicht abweichen; am allerwenigsten aber dann, wenn sie hundert Milreis per Tag einbringt.

Neo-Salvarsan. Am Montag wurde von Herrn Dr. Silva Araujo Filho zum ersten Male in Rio de Janeiro ein Versuch mit Neo-Salvarsan (914) vorgenommen und zwar, wie es heißt, mit ausgezeichnetem Erfolg.

General Roca hat bei seiner Abreise von Rio de Janeiro dem Munizipal-Präfekten, General Bento Ribeiro, zur Verteilung an Wohltätigkeitsanstalten drei Contos de Reis ausgeschändigt, die jetzt von diesem Herrn nach Gutdünken verteilt worden sind.

Neues von Herrn Seabra. Der Gouverneur von Bahia, der sich auf seine Ehrlichkeit so viel zu gute tut, daß man allen Grund hat, bedenklich zu werden, hat am 14. September ein Ausschreiben erlassen, das zum mindesten eigenartig ist. Das Amtsblatt von Bahia soll neu eingerichtet werden. Es werden eine Rotationsmaschine für 64 Seiten, zwei Doppelschnellpressen, eine Reihe Setzmaschinen und über 20 Hilfsmaschinen für Sterotypie, Buchbindereien u. s. w. benötigt. Die Frist des Ausschreibens läuft schon am 4. Oktober ab, und die Lieferung und Aufstellung aller Maschinen soll bereits am 15. Dezember beendet sein. Das ist natürlich eine Komödie. Irgend ein guter Freund hat den Auftrag schon in der Tasche, vielleicht die Maschinen schon in Bahia, vielleicht schon mit der Aufstellung begonnen. Ausgeschrieben wurde die Lieferung nur der Form wegen, damit niemand an der „mustergültigen Ehrlichkeit“ des Herrn Seabra zu zweifeln wage. Er hat nach diesem Rezept ja schon als Verkehrsminister gearbeitet. Die von seinem Vorgänger, Herrn Francisco Sá, abgeschlossenen Verträge hat er alle „revidiert“, weil sie angeblich eine Schädigung des Fiskus bedeuteten. In Wirklichkeit hat erst er durch diese „Revisionen“ den Fiskus um viele Millionen geschädigt, vielleicht nicht unter persönlicher Bereicherung, zum mindesten aber zu gunsten seiner Freunde und — seiner Gouverneurswahl.

### Aus dem Bundesvertrage.

Santa Catharina. Das deutsche Hilfskomitee für die Hochwassergeschädigten in Südbrasilien veröffentlicht nunmehr die dritte Gabenliste und gleichzeitig den Gesamtertrag der einzelnen Landes- und Zweigkomitees. Danach hat aufgebracht: Das Komitee für die Ueberschwemmten in Santa Catharina Hamburg (Vorsitzender: Oskar Rupert) 40.418,85 Mark, das Rheinische Zweigkomitee des Deutschen Hilfskomitees Köln (Vorsitzender: Geheimer Justizrat Esser, Schriftführer: Dr. jur. Ferdinand Esser, Köln) 34.940,25 Mark, das Württembergische Landeskomitee, Stuttgart (Vorsitzender: Kommerzienrat Dr. jur. Georg von Dörtenbach) 17.125,04 Mark, das Sächsische Landeskomitee, Dresden (Vorsitzender: Oberbürgermeister Geheimer Rat Dr. Beutler) 3097,69 Mark, das Frankfurter Zweigkomitee, Frankfurt a. Main (Vorsitzender: Geheimer Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer J. Andreae) 10.983,10 Mark, das Leipziger Zweigkomitee, Leipzig (Vorsitzender: Konsul Dr. Hermann Meyer) 6383 Mark. Der Gesamtertrag beläuft sich sonach auf . . . . . 112.947,84 Mark.

Rio Grande do Sul. Bromberg u. Co. will in Rua das Flores einen 12stöckigen Speicher errichten, der somit der erste „Wolkenkratzer“ in Porto Alegre sein wird.

— Wie „Fed.“ feststellt, hat der Parteichef Dr. Borges de Medeiros auf die Aufhebung des erst unlängst in Porto Alegre errichteten Militärkollegs kei-

nen Einfluß genommen; dieser Beschluß sei vielmehr von der Bundesregierung ganz selbständig gefaßt worden, in der Absicht, an Stelle der militärischen Mittelschule eine Hochschule zu errichten.

— (Arbeiterbewegung.) Im Saale des Herrn Ed. Wilzeck, Av. Missões, hielten die Arbeiter von Porto Alegre eine Versammlung ab. Man besprach eingehend die Teuerung, die in den letzten Wochen eingetreten ist und auf den arbeitenden Klassen schwer lastet. Es ist eine Manifestation geplant, indem die Arbeiter von der Praça da Alfandega im Zuge zum Präsidentenpalast ziehen und den Herrn Präsidenten um Abänderung der heuer herrschenden Teuerungsverhältnisse bitten werden.

— Einem Vertreter des „Correio do Povo“ sprach sich der Intendent Dr. Montauray in Porto Alegre dahin aus, er hoffe, die neue städtische Anleihe von Lstrl. 668.255 (10.023:810\$ nominell rund 9.023:833\$ effektiv) bis Ende des Jahres zum Begebungskurse von 90 und 4½ Prozent Verzinsung abzuschließen. Die Vorverhandlungen sind bereits in Europa eingeleitet. Von dem Gelde soll zunächst die innere Anleihe von 2000 Contos, die der „Banco da Provincia“ für die Stadtverwaltung aufgelegt hat, eingelöst werden und dann die geplanten materiellen Verbesserungen (Verbreiterung verschiedener Beccos und Travessas; Straßenpflasterungen und Ausbau der Wasserleitung) in Angriff genommen werden.



S. PAULO

AVIS.

274

Nachdem wir uns entschlossen hatten, neuerdings eine  
**Spielwaren-Abteilung**

unserm Geschäfte anzugliedern, beehren wir uns heute, unsern Freunden und Kunden mitzuteilen, dass wir soeben eine Mustersendung von vielen tausenden verschiedenen und allermodernsten Spielsachen erhalten haben, welche wir nunmehr ausstellen und zu konkurrenzlosen Preisen zum Verkauf bringen.

Phonolas - Trichterlose Sprech- u. Musikapparate  
von 65\$000 aufwärts

Neues Platten-Repertoire soeben angekommen.

Besuchen Sie bitte unser neues Haus

**Kein Kaufzwang**

**Rua 15 de Novembro No. 55.**



# Unterhaltungsecke.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Auflösung des Telegraphen-Rätsels:  
Sonate Hummel Perkal Safran Binse Chaise.  
Sommerfrische.

Auflösung des Bilder-Rätsels:  
Neuer Wein muß gähren,  
Junger Wein sich klären.

Auflösung des Ketten-Rätsels:  
Kunststück, Stückwerk, Werkzeug, Zeughaus, Haus-  
lehrer, Lehrerheim, Heimkehr, Kehrreim, Reim-  
kunst.

(Auflösung der Ferien-Reise:  
Riva Nervi Venedig Interlaken Kandersteg Vitz-  
nau Lugano Montreux. — Rigi-Kulm.

Auflösung des Vexierbildes:  
Bild auf den Kopf stellen, dann ist der Bauer zwi-  
schen Bauersfrau und Weg zu sehen.

Auflösung der Skat-Aufgabe:  
B hatte e D, e K, e O, e W. e 10. g D, g K, g O,  
g 10, g 8;  
C hatte r D, r K, r O, r 10. r 8. s D, s K, s O,  
s 10, s 8.  
Im Skat lagen e 8, e 7.

Auflösung des Logogriphs:  
Kirsche, Kirche.

Neue Aufgaben.

Silben-Ergänzungs-Aufgabe.

- il —
- be —
- kun —
- sied —
- sti —
- ri —
- vi —
- saf —

An Stelle der Striche in vorstehender Figur wolle man die 16 Silben chri de ein ga hoch in kle lac le ler li ne se sei ur us so einstellen, daß dreisilbige Worte entstehen, die in ihren Anfangs- und Endbuchstaben, beidemale von oben nach unten gelesen, einen Wunsch des Verlages und der Redaktion für unsere Leser ergeben.

Problem „Ritterschild“.



Homonym.

Gibst du's, so wirst du was lernen; und weißt du dich recht drin zu nehmen, wirst du Gefahren entgehn. Morgens steh' hübsch davor auf.

Skat-Aufgabe.

Welche drei Karten müßte man sich zu g W, r W, g K, g O, g 8, r 10, s 7. hinzuwünschen, um in jeder Hand (Vorhand, Mittelhand und Hinterhand) das höchste Spiel zu haben, das nicht überboten werden und nicht verloren gehen könnte?

Rätsel.

Mit einem „L“ es sehr schimpfiert.  
Doch wird das L ihm amputiert,  
So hast du auch nichts profitiert.

Bilder-Rätsel.



Steigerungs-Rätsel.

1. Du siehst in jeder Wohnung mich, ich bin der Frauen Stolz,  
Gesteigert hab' als Handwerksmann ich dies gemacht aus Holz.
2. Als Zufluchtsort, als Hafen ist dir das Wort bekannt,  
Gesteigert bin zu finden ich als Bier in fremden Land.
3. Im Sommer wie im Winter diene als Futter ich,  
Die Schiffsmannschaft erwartet gesteigert sehnelichst mich.

Gleichklang.

Der Schneider nimmt es,  
Wer durstig ist, trinkt es.

## Briefkasten der Redaktion.

O. in R. Pr. Es gibt doch eine ganze Menge von Berufen, bei denen gutes Gehör nicht gerade erforderlich ist, z. B. das Putzfach, Schneiderei, Buchbinderei, Kurbelstepperei u. dgl. Man wird die Anlagen des jungen Mädchens dabei berücksichtigen müssen.

Frau M. Ihre Frage, wie Kasseler Rippespeer am wohlgeschmeckendsten zubereitet wird, ist nicht recht klar. Die erste Zubereitung, die Auswahl der geeignetsten Stücke, deren Pökeln und Räuchern, liegt dem Schlächter ob, der verstehen muß, in beidem Maß zu halten. In der Küche wird das Kasseler fast nur geschmort oder gebraten, selten gekocht. Will man einen Braten herstellen, den man nicht salzt, so wird dieser wie Kalbsbraten behandelt. Man läßt das Fleisch nicht zu lange im Ofen, damit es warm oder kalt im vollen Saft auf den Tisch kommt. Die beliebtesten Zutaten sind für warmes Kasseler Spinat und Grünkohl, für kaltes ein Kartoffelsalat.

T. N. Campinas. Sie haben recht: die Hauptstadt des Staates Piahy ist Theresina und nicht Parahyba.

## Ausbeutung italienischer Kolonisten.

Es ist eine altbekannte Tatsache, daß alle sehr reich gewordenen Leute als Ehrenmänner angesehen werden. Ist jemand vor einigen Jahren noch ein armer Schlucker gewesen und verfügt er jetzt über etliche Milliönchen, so gilt er ipso facto als ein Beispiel der Geschicklichkeit, der Umsicht und der Intelligenz, und wenn einer nicht einstimmt in den großen Chor der Lobeserhebung oder gar Nachforschungen anstellen will, worin denn die Geschicklichkeit des Reichgewordenen bestand, dann läuft er Gefahr, in den Ruf eines ganz verworfenen Feindes der Gesellschaft und der Ordnung zu kommen. Anders ist es, wenn der Betreffende die Aufmerksamkeit der Mitmenschen schon auf sich lenkt, bevor er noch der reiche Mann geworden, d. h. zu der Zeit, wo sich an ihm dieselbe Wandlung vollzieht wie bei der Raupe, aus der sich ein glänzender Schmetterling entwickelt. Dann kommen öfters Dinge ans Tageslicht, die laut verschiedener Artikel und Paragraphen des Strafgesetzbuches zu denen gehören, deretwegen man ein Freiquartier bekommen kann, wie man es nicht wünscht. Zu diesen letzteren gehören auch verschiedene Hoteliers und Bankiers in den Straßen Mauá und Conceição in São Paulo. Wären sie schon reich, dann würde kein Mensch mehr sich darum kümmern, wie sie zu ihrem Reichtum gekommen, denn man würde im vorhinein annehmen, daß der Reichtum nur die Frucht ihrer außerordentlichen Tüchtigkeit ist, aber sie sind noch nicht besonders reich, sie sind erst im Begriff, es zu werden und deshalb hört man, wenn man nach ihren Geschäften forscht, die sonderbarsten Auskünfte.

Vor einigen Wochen gingen wir mit einem uns befreundeten Rechtsanwalt durch die Rua Conceição der Rua Mauá zu und sprachen über die Ausweisung der santenser Streikführer. Plötzlich zeigte unser Freund nach einem Hause und sagte: Wenn es von mir abhinge, dann würden nicht die Streikführer ausgewiesen, sondern Leute wie dieser Hotelier, der hier auf dem Wege ist, sich den Ruf eines Ehrenmannes zu erwerben, und auf unsere Frage, warum er denn den Mann außerhalb unseres gastfreundlichen Landes wissen wolle, erzählte er uns eine lange Geschichte von den größten Gaunereien, die der Hotelier verübt. Wir gingen nach der Avenida Tiradentes und auf der Strecke, die zwischen dieser Avenida und der Rua Conceição liegt, zeigte er uns mehrere Hotels, deren Eigentümer er ausgewiesen wünschte, weil sie die Kolonisten, die dort abstiegen, ausplünderten. Wir wollten von unserem Bekannten Tatsachenmaterial bekommen, um die Sachen vor die Öffentlichkeit bringen zu können, und er versprach uns auch, die Aktenstücke zu bezeichnen, aus welchen die Gaunereien hervorgingen, aber er fand keine Zeit. So kam es, daß unsere italienische Kollegin „Fanfulla“, die von einer anderen Seite auf die skandalöse Ausbeutung aufmerksam gemacht wurde, die Sache zuerst aufdeckte. Es war auch gut so, denn sowohl die Ausbeuter wie die Ausgebeuteten stehen der „Fanfulla“ näher als uns, weil es sich, wie hier schon gleich vorausgeschickt werden soll, nur um Italiener handelt.

Die Hoteliers der Rua Mauá und der Rua Conceição haben eine große Kundschaft unter dem reisenden Publikum, das aus dem Innern kommt, und dieses wird auf das unbarmherzigste geschoren. Um die Kolonisten anzulocken, wird das Taggeld sehr niedrig angesetzt. Wo ein deutscher Hotelier vier, fünf oder gar sechs Milreis verlangen muß, dort

verlangt der Italiener nur zwei, zweieinhalb und drei Milreis, denn er „verdient“ auf eine andere Art doch wieder das Zehnfache und noch mehr. Unter den aus dem Innern gekommenen italienischen Kolonisten befinden sich Hunderte von solchen, die bei ihrer Arbeit auf den Fazendas ganz bedeutende Ersparnisse gemacht haben und nun nach der alten Heimat zurückkehren wollen. Diese müssen ihr brasilianisches Geld in italienisches umwechseln und Fahrkarten lösen, und da sie in der Stadt wirklich unglaublich unbeholfen sind, so müssen natürlich die Hoteliers ihnen dabei zur Hand gehen. Die Wechselstuben und die Gastwirte arbeiten natürlich zusammen und so ist es sehr leicht, bei jeder Rückwandererfamilie einen „Schnitt“ von einigen hundert Milreis oder gar einem Conto zu machen und die Monate sollen gar nicht so selten sein, wo ein „tüchtiger“ Gastwirt auf diese Weise zehn und noch mehr Contos de Reis in seine Tasche steckt. Die Rückwanderer sind die besten Kunden der Gastwirte, aber auch diejenigen, die hier in der Stadt nur ihre Einkäufe machen wollen, können über die Löffel barbiert werden. Sie kennen die Preise nicht, sie kennen auch nicht ein einziges Haus in São Paulo und so werden die Geschäfte wieder auf das freundlichste von dem Gastwirt und seinen Angestellten besorgt. Auf jede gekaufte Sache werden ein paar Milreis aufgeschlagen und der Hauptschnitt wird mit der Expedition der Waren nach dem Innern gemacht, so daß der Gastwirt, der durch seine billigen Preise zehn oder zwanzig Milreis an dem Kunden verlor, auf der anderen Seite wieder über 100 Milreis einsteckt und so ein weit besseres „Geschäft“ macht als der ehrliche Mann, der seine Taggelder nach den Marktpreisen berechnet. Mancher von den Kolonisten hat auch Geld zu deponieren und er nimmt auch bei diesem Geschäft die Hilfe des freundlichen Hoteliers in Anspruch, der die Sache mit seinem Nachbar, dem „Bankier“, besorgt und dabei kann jeder der beiden Ehrenmänner zehn Prozent der zu deponierenden Summe auf sein eigenes Konto schreiben. Und da kommt noch etwas. Fast jeder Italiener ist mehr oder weniger ein eifriger Spieler und da auf der Fazenda oder auf der Kolonie sehr wenig Gelegenheit geboten ist, dieser Leidenschaft zu fröhnen, so wird bei dem Besuche der Stadt das unfreiwillig Versäumte nachgeholt, und wieder ist es der Gastwirt, der den Leuten die Lotterielose verschafft und der sie in die Geheimnisse des Bicho-Spiels einweiht. Die dümmsten Bauern haben nicht das meiste Pech und sehr oft trifft so ein in der Stadt auf Besuch weilende Kolonist eine „centena“ oder mindestens einen „grupo“ und der Gastwirt steckt die Hälfte des Gewinnes kalt lächelnd ein. Wenn jemand ein Interesse daran hat, der Sache nachzuforschen, der kann an einem Abend die Angestellten der italienischen Gastwirte kennen lernen und am nächsten Tage kann er zu der Stunde vor einem vielbesuchten Spielhause Posto fassen und die Wahrnehmung machen, daß mindestens drei oder vier dieser Jünglinge am Schalter erscheinen, um eine ganze Anzahl Bicho-Zettel abzugeben. Zur Auszahlung werden weniger Kellner erscheinen. Unter der großen Masse der aufgegebenen Nummern befindet sich doch mancher Treffer, der Gastwirt oder sein Kellner haben nicht gespielt, aber das tut nichts zur Sache, sie gewinnen sicherer als der einzelne Spieler. Hat die Kundschaft des Gastwirts Glück, dann steckt er monatlich seine paar Contos Bicho-Gewinste ein und hat sie kein Glück, dann verliert er keinen Vintem. Manchmal bleibt es nicht bei dem richtigen Maß und begnügt sich der Gastwirt nicht damit, daß er den Kunden schert, sondern er rasiert ihn ganz kahl und der arme Mann

ist so unbeholfen, so stadtfremd, daß er sich nicht einmal beklagen kann.

Zum Schlusse wollen wir noch einige genauere Angaben machen, die wir der paulistaner „Gazeta“, die sofort der „Fanfulla“ beisprang, entnehmen. In der Rua Coneição Nr. 82 ist ein gewisser Vito Albano mit einem Hotel etabliert. Dieser Mann besaß früher in der Rua Couto de Magalhães ein ähnliches Haus und da ereignete sich, daß ein Kolonist aus Belém do Descalvado vom Hotelfenster sprang und sich zu Tode stürzte, weil er ausgeplündert worden war. Ein anderer Kolonist namens Caetano de Piero, wohnhaft in Ribeirãozinho, kam nach der Stadt, um hier dreißig Contos de Reis auf der Bank zu deponieren. Vito Albano überredete ihm, ihm sieben Contos anzuvertrauen und da Piero weder sein Geld noch seine Zinsen sah, so reklamierte er bei dem italienischen Konsulat, und dieses veranlaßte Vito Albano, Piero Wechsel über die geliehene Summe auszustellen. Am Verfalltage wurden die Wechsel nicht bezahlt und deshalb wurde die Bankrott-erklärung Albanos beantragt. Dieser wartet die Entscheidung aber seelenruhig ab, denn sein Hotel wird auf den Namen einer anderen Person geführt. — Ein gewisser Vicente Saponara, der früher in der Rua Mauá ein Wechselgeschäft besaß und jetzt in der Rua Couto de Magalhães ein Hotel unterhält, ist auch wegen seiner Betrügereien bekannt. Unter anderen hat er auch dem Pater Vicente Ruffo, früheren Pfarrer von Taquaritinga, 8 Contos de Reis abgeknöpft. Dieser Hotelier war einmal wegen Herausgabe falschen Geldes verhaftet. — Pasquale Simone, Pasquale Petrellis, Silvio Fantoni und Enrico Toffelle, früherer Besitzer des „Banco Coloniale“ in der Rua Florencio de Abreu Nr. 89, dessen Falliment dem Handelsplatze einen großen Schaden zufügte, haben jetzt in der Rua Brigadeiro Tobias 100 ein Hotel und sind wegen ihrer Gaunereien berüchtigt. Seinerzeit wurden in diesem Hotel einem Kolonisten 7 Contos de Reis gestohlen. Deswegen wurde ein Angestellter prozessiert, aber vom Schwurgerichte freigesprochen. Das Geld wurde unter einer Bananenstaude im Garten des Hotels gefunden, und zwar von dem Delegado Dr. Angelo Gabriel de Veiga. In dem Hotel des obgenannten Vicente Saponara wurde ein Kolonist um 8 Contos de Reis gebracht, weshalb der Mann, der seine ganzen Ersparnisse verloren hatte, nach Limeira zurückgekehrt, Selbstmord verübte. — Die Liste könnte noch bedeutend verlängert werden, aber die Geschichte würde doch immer dieselbe bleiben, weshalb wir auf die Aufzählung anderer Namen verzichten.

Es ist sehr gut, daß die „Fanfulla“ die Kampagne gegen die Betrüger eingeleitet hat, denn sie als italienisches Blatt, das immer dort ist, wo die Interessen der italienischen Kolonie zu verteidigen sind, ist das berufenste Organ, die italienischen Gauner, die den italienischen Namen im Auslande schänden und arme Landsleute schädigen, anzuklagen.

Die Polizei ist jetzt mehr als genügend avisiert und auch das „Patronato Agricola“ ist von dem Sachverhalte unterrichtet. Es ist zu erwarten, daß beide eingreifen, um die Kolonisten zu schützen und die Stadt von einer Plage zu befreien.

## Aus aller Welt.

Gestohlene Briefe König Viktor Emanuels. Aus Turin wird geschrieben: Die Diebstähle im Staatsarchiv beschäftigen die Behörden. Unter den gestohlenen Briefen befindet sich ein solcher des König Viktor Emanuels an Papst Pius IX. anläßlich

der Besetzung Roms sowie Briefe, die der König in der ersten Periode des italienischen Königreiches an Cavour und den Grafen Nigra geschrieben hat. Der Brief des Königs an den Papst hat niemals den Adressaten erreicht. Mehrere verdächtige Individuen wurden verhaftet.

Deutschlands Außenhandel im ersten Halbjahr 1912. Die Einfuhr betrug 5243,6 Millionen Mark (1911: 4814 Millionen), die Ausfuhr 4274,1 Millionen (1911: 3681,3 Millionen). Demnach ist der Import um 425,6, der Export um 566,1 Millionen Mark gestiegen.

Das Leichenbegänis General Booths. Im Riesenraum der „Olympia“ in London fand die Leichenfeier für General Booth statt. Der Raum war nicht groß genug, um alle Leidtragenden aufzunehmen, und nur 20.000 Personen fanden Einlaß, während mindestens noch einmal so viele vor den Toren stehen mußten. Aus allen Weltteilen waren Delegierte erschienen. Der König und die Königin Alexandra, der Botschafter Amerikas und fast alle religiösen Gemeinschaften Englands hatten Vertreter entsandt. Musik und Gesang eröffneten die Feier und unter den Klängen des Totenmarsehes bewegte sich der Trauerzug in die Arena, in deren Mitte ein Podium aufgestellt war. An der Spitze des Zuges marschierten die Soldaten der Heilsarmee mit ihren Fahnen, dann folgte die Fahne, die General Booth seinerzeit auf dem Kalvarienberg entfaltet hatte und die auch auf seinem Totenbette gelegen hat. Dann schloß sich der Sarg, der auf einen fahrbaren Katafalk gestellt worden war an, umgeben von Offizieren des Generalstabs der Heilsarmee unter Führung des neuen Generals Bramwell Booth, dessen Frau Mrs. Booth-Hellberg und den Enkelkindern des Verblichenen. Unter Absingung einer Hymne wurde der Sarg auf die Plattform gehoben und der Commissioner Lawley sprach ein kurzes Gebet, dem abermals die Absingung einer Hymne folgte. Nach einem stillen Gebet der Menge und dem Vortrag eines Trauerhorals schloß sich die eindrucksvolle Trauerfeier.

Rußland und die Zuckerkonvention. Kürzlich verlautete halbamtlich, daß Rußland den baldigen Rücktritt von der Brüsseler Zuckerkonvention beabsichtige, um den Zuekerexport nach dem Westen von der Kontrolle und Einschränkung zu befreien. — Bis zum 1. September 1918 ist Rußland jedoch ebenso wie alle Staaten, die das Konventionsprotokoll unterzeichnet haben, an die Bestimmungen desselben gebunden.

Internationale Automobilausstellung in Petersburg. Aus Petersburg wird gemeldet: Kaiser Nikolaus hat das Protektorat über die im Jahre 1913 in Petersburg zu veranstaltende internationale Automobilausstellung übernommen, auf der Militärautomobile besondere Berücksichtigung finden werden.

Panamakanalbill. Das amerikanische Parlament nahm die Panamakanalbill mit 34 gegen 24 Stimmen an. Die für den internationalen Handel wichtigsten Bestimmungen dieses Gesetzes sind folgende: 1. Alle im Ausland gebauten Schiffe, die Amerikanern gehören und sich ausschließlich mit auswärtigem Handel befassen, werden zur Eintragung in das amerikanische Schiffsregister zugelassen. 2. Schiffe mit Ballast zahlen niedrigere Abgaben, als solche mit Ladung. 3. Alle in Amerika registrierten Schiffe, die sich mit auswärtigem Handel befassen, sind von den Kanalgebühren befreit, vorausgesetzt, daß ihre Besitzer sie in Kriegszeiten der Regierung zur Verfügung stellen. 4. Die amerikanischen Küstenfahrer dürfen den Kanal frei passieren. 5. Schiffe, welche Trusts angehören, dürfen den Panamakanal nicht passieren, ebensowenig, wie Schiffe, welche einer Eisen-

balngesellschaft gehören oder mit einer solchen in einem Vertragsverhältnis stehen. Das Repräsentantenhaus hat nach lebhafter Debatte die Punkte 1, 2, 4 und 5 angenommen, den Punkt 3 fallen gelassen.

Neuestes aus Schweiz. In Kreisen des Heimatschutzes ist man empört über den Bau des Savoy-Hotels in Interlaken, wodurch die unvergleichliche Aussicht auf die Jungfrau vom Höhenweg aus stark beeinträchtigt wird. Ein Engländer offerierte 5000 Franken als ersten Beitrag zu einer Sammlung mit dem Zweck, das Hotel dem Erdboden gleichzumachen. Man begreift nicht, wie die Gemeindebehörden diesen Bau gestatten konnten.

— Der Prinzessin Alexandra zu Ilsenburg in Frankfurt, die als Besitzerin des „Bad Uttwil“ (Kanton Thurgau) Pleite gemacht hat, wurden vom Bezirksgericht Arbon für 8 Jahre die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt.

— Bei einer Wagenfahrt scheute in der Nähe von Payerne (Kanton Waadt) ein Pferd, so daß der Wagen in die hochgehende Broye fiel. Die Insassen, der Cafétier Gustav Delrey und sein 11jähriger Sohn, sowie der Fischer Chuard und dessen 11jähriger Neffe Emil Ropin, alle aus Corcelles, stürzten ins Wasser. Chuard konnte sich retten. Ein weiterer Bürger von Corcelles, Eli Fivaz, der den Ertrinkenden zu Hilfe kommen wollte, ertrank mit ihnen. Somit hat dieser Unglücksfall vier Personen das Leben gekostet.

— Der Züricher Regierungsrat legt einen Gesetzentwurf für Schaffung eines ständigen kantonalen Einigungsamtes vor, der die Pflicht zur Anzeige von Kollektivstreitigkeiten stipuliert und den Regierungsrat ermächtigt, das Vermittlungsverfahren von sich aus anzuordnen. Für die Unterlassung der Anzeige und für Nichterscheinen vor dem Einigungsamt sind Strafen festgesetzt, ebenso für die Anwendung von Kampfmitteln wie Streik, Aussperrung, Streikpostenstellen während der Dauer des Vermittlungsverfahrens.

— In Weesen (Kanton St. Gallen) rief neulich ein hungriger Passagier zweiter Klasse einen Portier an den Wagen und trug ihm auf, ihm ein Schinkenbrötchen zu kaufen. Zu diesem Zweck gab er ihm einen Franken und fügte bei, er möge auch für sich ein solches Brötchen (zu 50 Rp.) kaufen. Vom Hunger gequält, wartete der Herr bis zur Abfahrt des Zuges — da brachte ihm der Portier 50 Rp. zurück mit dem Bemerkten, „es sei nur noch ein Schinkenbrötchen dagewesen“ und er — verzehrte dieses mit großem Behagen.

— Der Neubau eines sozialdemokratischen Volkshauses in Luzern hat begonnen. Ferner wird ein liberales Vereinshaus mit einem Saalbau zu Konzert- und Versammlungszwecken durch eine Genossenschaft errichtet. Man berechnet die Kosten auf 300.000 Franken.

— Die Studienkommission über die Elektrifizierung der Schweizer Bahnen hat ein befriedigendes Gutachten abgegeben. Mit der sukzessiven Einführung des elektrischen Betriebes könne in nächster Zeit begonnen werden. Der elektrische Betrieb sei bei allen Vorzügen noch beträchtlich billiger als der Dampftrieb. Man bedarf höchstens 1500 Millionen Pferdekraftstunden, während 1800 Millionen durch die Anlage der Wasserwerke Lavorgo, Ritom, Göschenen, Wasen, Amsteg, Ezel, Filisar, Schinznach, Rapperswil, See- und Reußwerke, Guttannen, Brig, Ernen, Sembracher gewonnen werden könnten. Als System empfiehlt die Kommission das Einphasensystem. Mit der Elektrifizierung wird bei der Gotthardbahn begonnen. Man berechnet die Gesamtkosten auf 67.500.000 Franken. Der Bericht der Studienkommission geht an die Bundesversammlung.

— Der August war für die Schweiz wie für ganz Westeuropa ein Schlechtwettermonat. Zu Beginn gab es im Tessin andauernde Ueberschwemmungen und Gewitter. Bei Capolago wurde die Staatsstraße an vielen Stellen zerstört. Dämme wurden weggerissen, Bäume entwurzelt, in Mendrisio ein Haus dem Einsturz nahe gebracht. Der Casserate riß die Holzbrücke bei Luganetto weg. Im hochangeschwellenen Wasser ertrank bei Capolago der 40jährige Familienvater Jos. Bernasconi, bei Chiasso ein Arbeiter, in Carnobbin drei Personen. Unweit Cassarate erschlug der Blitz einen Knaben. In Stammheim und Umgebung zerstörte ein Hagelwetter in den Rebbergen fast den halben Ertrag. Auch bei Wartau (St. Gallen) hat der Hagel bedeutenden Schaden angerichtet, besonders an der Maisernte. Der Blitz erschlug in der Scheune des alten Bades in Herzogenbuchsee vier wertvolle Kühe, in Vuissens zwei Pferde des Joh. Banderet. Gegen Mitte August und in der zweiten Monatshälfte wurde das Wetter immer schlimmer. Es schneite in den Bergen wie zur Winterzeit, ja sogar teilweise bis ins Tal hinab fiel Schnee. Infolge des schlechten Wetters reisten die Fremden massenhaft ab, was einen schweren Schaden bedeutete. Schwere Klagen führten die Bauern. In den höheren Lagen konnte das Getreide nicht eingebracht werden, das Emd faulte. Auch die Kartoffeln litten bedenklichen Schaden. Viele Feldfrüchte sind zugrunde gegangen; auch die Reben stehen nicht mehr so gut. Seit dem Jahre 1864 war kein August so kalt wie der diesjährige. In den oberen Luftschichten herrschte eine so starke Trübung, daß man auf große Unregelmäßigkeiten in der atmosphärischen Zirkulation schließen muß. Viele Alpen mußten schon vorzeitig Ende August entladen werden. Am 23. August sank das Thermometer in Zürich auf Null, auf dem Säntis 3 Grad unter Null. Pilatus und Säntis meldeten 15 Zentimeter Neuschnee. In Arosa hat sich eine Dame beim Schlitteln das Bein gebrochen. Alles das im August! Am 14. August wurde im Tessin ein Erdbeben verspürt. Die Hochwasserschäden vom 13. und 14. Juni belaufen sich im bernischen Amte Signau auf 131.375 Franken.

Die deutsche Luftschiff-Flotte wird noch im Laufe dieses Herbstes durch das Vech-Luftschiff, das in München erbaut wird, bereichert werden. Das Luftschiff erreicht nicht die Größe der Zeppelins, des Schütte-Lanz-Ballons oder des Siemens-Schuckert-Luftschiffes, da es nur 80 Meter lang sein wird. Die Holzpropeller sollen einen Durchmesser von 4,80 Meter haben. Für eine zehnstündige Fahrt wird das Vech-Luftschiff 20 Personen an Bord nehmen können. Der Rekord, den das Zeppelinluftschiff „Hansa“ mit 48 Passagieren aufgestellt hat, dürfte so schnell von keinem anderen Lenkballon überholt werden.

Ein neuer Leuchtturm. In der Nähe der Insel Ouessant ist der neue große Leuchtturm, an dessen Herstellung sieben Jahre gearbeitet wurde, eingeweiht worden. Der neue Leuchtturm ist einer der größten seiner Art, er hat eine Höhe von 64 Metern über dem Höchststand des Meeresspiegels und kann bei klarem Wetter 29, und bei nebliger Witterung 8 Meilen weit gesichtet werden. Die Herstellungskosten belaufen sich auf 830.000 Franken.

Die Amtsentsetzung des Pfarrers Traub ohne Pension hat in weiten Kreisen Aufsehen erregt, da man nicht auf eine so scharfe Strafe gegen den Dortmunder freigesinnten Geistlichen gerechnet hatte. Gegen Pfarrer Traub war nicht wegen Irreligion, sondern wegen seiner außerdienstlichen publizistischen Tätigkeit das Disziplinarverfahren eröffnet worden. In seiner „Christlichen Frei-

heit“ hatte Pfarrer Traub an den kirchlichen Behörden, namentlich im Falle Jatho, scharfe Kritik geübt. Die erste Instanz, das Konsistorium in Breslau, hatte nur auf Versetzung in ein anderes Pfarramt erkannt und Traubs pfarramtliches Wirken sowie das Verhältnis zu seiner Gemeinde als geradezu ideal bezeichnet. Im Berufungsverfahren erkannte kürzlich der Oberkirchenrat auf Absetzung ohne Pension; gegen dieses Urteil gibt es kein Rechtsmittel mehr.

Der 31. Deutsche Juristentag, der in Wien zusammentrat, stellt nicht nur aufs neue ein Bindeglied zwischen den Reichsdeutschen und den Deutschen Oesterreichs dar, sondern wird auch das gesamte deutsche Rechtswesen fruchtbringend beeinflussen. Es sind die besten Rechtsgelehrten und praktischen Juristen beider verbündeten Nachbarreiche, die sich jetzt an der Donau die Hände reichen zu gemeinsamer Arbeit an einem der höchsten Güter, die ein Volk besitzt, an seinem Recht. Gerechtigkeit ist das Fundament der Staaten und ihrer Regierungen. Je inniger sich das geschriebene Recht mit dem im Volke wurzelnden Rechtsgefühl vermählt, je unanfechtbarer die Rechtsnormen sind, nach denen die Gerichte das Recht sprechen, um so fester stehen die Throne, um so freudiger tut das ganze Volk seine Schuldigkeit. Gesetz und Recht erben sich leicht wie eine Krankheit fort; das „mit uns gewordene Recht“ bedarf der Fixierung. Entsprechend der hohen Aufgaben, die er zu erfüllen hat, ist der Deutsche Juristentag des höchsten Interesses von Seiten der Reichsdeutschen wie der Deutschen des verbündeten Oesterreichs gewiß, und von hier wie dort schallt ihm zu seiner jetzigen Wiener Tagung ein vieltausendfältiger Willkommensgruß entgegen.

Kaiser Wilhelm II. über russische Tonkunst. Ein russischer Hofmann, der zur näheren Umgebung des Zaren gehört, teilt der „Petersburger Listok“ interessante Einzelheiten aus einem Gespräch über Kunst mit, das an einem Abend während des Kaiserbesuches in Baltisch-Port geführt worden ist. Kaiser Wilhelm erklärte sich dabei für einen großen Bewunderer der russischen Musik und sagte: „Soweit es mir möglich ist, suche ich mich mit der musikalischen Literatur der europäischen Länder vertraut zu machen. Ich kenne daher auch die Werke russischer Tonkünstler und ich bewundere Glinka, Borodin, Rimsky-Korsakoff, Rubinstein, Arensky, Gretschaninoff, Tschaikowsky, Musorgsky, Glasanoff und andere sehr. Ich finde, die individuellen künstlerischen Eigenschaften der russischen Komponisten ergänzen einander und bilden zusammengefaßt ein kolossales Ganzes, das Rußland ungemein charakterisiert.“

Das erste deutsche Z.-Marineluftschiff, das in Kürze die Zepelinwerft in Friedrichshafen verlassen wird, ist der größte und leistungsfähigste Zeppelinkreuzer, der bisher erbaut wurde. Er soll eine um 3000 Kilogramm höhere Belastung tragen als die bisherigen Z.-Luftschiffe. Was aber gerade für ein Marineluftschiff von noch größerer Wichtigkeit ist, bildet der Umstand, daß er zweimal 24 Stunden in der Luft bleiben kann, in welcher Zeit die weitesten Erkundigungsflüge zurückgelegt werden können.

Die wirtschaftliche Lage in Deutsch-Südwestafrika. Aus Berlin schreibt man: Ueber die wirtschaftliche Lage in Deutsch-Südwestafrika bringt der Jahresbericht der Deutschen Kolonialgesellschaft eine wenig erfreuliche Darstellung. Der Handel in der Kolonie hat einen Rückgang erfahren. Manche kaufmännischen Farmer sahen sich zur Einstellung der Geschäfte veranlaßt. Unter der Farmer-

bevölkerung herrscht große Geldknappheit, die Kreditverhältnisse sind unbefriedigend und der Zinsfuß durchweg sehr hoch. Unter dieser Depression litt auch das Handelsgeschäft der Gesellschaft. Die Verwaktung hofft aber im laufenden Jahre auf bessere Erfolge, da der scharfe Wettbewerb verschiedener Firmen nachgelassen hat. Der Reingewinn der Deutschen Kolonialgesellschaft betrug infolge des Rückganges der Bergwerkseinnahmen (Diamanten) nur 950.750 Mark gegen 1.309.940 Mark im Vorjahre. Die Dividende ging von 50 Prozent auf 35 Prozent zurück.

Kaffeeschmuggel im Hamburger Freihafen. Aus Hamburg meldet man: Nachdem kürzlich im Freihafen ein großer Spiritussehnmuggel aufgedeckt worden war, kam die Behörde einem Kaffeeschmuggel größten Stils auf die Spur. Bei der Zolldurchlaßstelle St. Annen hielten Kriminalbeamte fünf mit Kaffee beladene Wagen an, die die Zollgrenze bereits unbeanstaltet passiert hatten. Bei Erscheinen der Polizisten ergriffen drei der Kutscher die Flucht und entkamen, während die beiden anderen sowie der Zollbeamte, der die Schmuggler ungehindert passieren ließ, verhaftet wurden.

Die Beute einer Kleptomaniin. In einem Wiener Warenhause wurde eine elegant gekleidete Dame beim Schürzendiebstahl verhaftet; ihrem Begleiter gelang es, mit einem Paket zu entkommen. Die Verhaftete verweigerte bei der Polizei eine Auskunft. Erst als ein Advokat erklärte, er übernehme die Verteidigung der Postbeamtengattin Frau Binder, war das Inkognito gelüftet. Bei einer Haussuchung wurde eine große Menge offenbar aus Geschäftsdiebstählen herrührender Waren gefunden. Der Gatte der Verhafteten gestand, daß er bei den Diebstählen „Mauer machte“. Er habe aber seine Frau, in deren Händen er ein willenloses Werkzeug war, kniefällig gebeten, die Diebstähle aufzugeben, konnte sie aber nicht davon abbringen. In der Wohnung wurde eine Anzahl von Sparkassenbüchern über mehrere tausend Kronen, die offenbar den Erlös gestohlener Waren bedeuten, beschlagnahmt. Die Ladendiebin wurde dem Landesgericht eingeliefert, während ihr Gatte, der tatsächlich den Eindruck eines willenschwachen Menschen machte, auf freiem Fuß verblieb.

Bekämpfung des Sacharinschmuggels durch die österreichischen und Schweizer Behörden. Aus Zürich wird gemeldet: Die wiederholten Fälle von Sacharinschmuggel in direkten Personenwagen nach dem Auslande, besonders in den nach Oesterreich übergehenden, haben die Bundesbahnverwaltung genötigt, ihr Personal anzuweisen, ihr möglichstes zur Unterdrückung des Schmuggels beizutragen. Die österreichische Finanzbezirksdirektion in Villach gewährt dem Personal der schweizerischen Bundesbahnen für jede Anzeige und jede Mitwirkung bei Ermittlung eines illegalen Sacharintransports eine Gratifikation.

Der Zahnzerstörerbazillus entdeckt. Vor dem kürzlich in Christiania (Norwegen) abgehaltenen Zahnärzte-Kongreß demonstrierte der norwegische Zahnarzt Holbeck Hansen, daß er nach jahrelangen Studien den Zahnzerstörerbazillus Pyorrhöa Alveolaris gefunden habe. Dieser Entdeckung wird von autoritativer Seite große Bedeutung beigelegt.

Caruso im Gerichtssaal. Aus Mailand berichtet man: Der kleine Verhandlungssaal der dritten Abteilung des Mailänder Strafbtribunals mag wohl noch nie ein so elegantes Publikum aufgenommen haben wie kürzlich, da der Prozeß gegen die Sängerin Ada Giachetti, die ehemalige Freundin Carusos, und gegen ihre Helfer in der schmutzigen Ver-

leumdungsangelegenheit beginnen sollte. Aber die Damen hatten umsonst ihren Putz zum besten gegeben und die nicht geringe Unannehmlichkeit, die drückende Luft einige Stunden lang zu atmen, vergeblich ertragen. Sie konnten zwar den berühmten Tenor, auf seinem Posten als Nebenkläger neben dem Staatsanwalt sitzend, bewundern, aber nachdem sie die ewig langen Formalitäten der Prozeßeinleitung hatten über sich ergehen lassen, wurde der Prozeß vertagt. Die Hauptangeklagte Ada Giachetti war nicht erschienen, da, wie sie aus Buenos Aires telegraphiert hatte, alle Dampfer nach Italien derart besetzt seien, daß sie nicht abreisen könnte. Aber nicht deswegen wurde die Verhandlung unterbrochen, sondern weil der Rechtsanwält des Angeklagten Loria nachwies, daß sein Klient die ordnungsmäßige Vorladung nicht erhalten habe. So wird sich erst Ende Oktober das seltene Schauspiel wiederholen, daß der berühmte Sänger nicht wie sonst die Rolle des Helden auf der Bühne, sondern die des Anklägers im Gerichtssaal spielen wird, wenn nicht vielleicht inzwischen eine Versöhnung zustande kommt.

Die Toten der großen Armee Frankreichs von 1812 sind um ihr Denkmal gekommen, das am 12. September d. J. anlässlich der 100-jährigen Gedenkfeier der Schlacht von Boradino auf dem dortigen Schlachtfelde aufgestellt werden sollte. Das Denkmal ist nämlich mit dem russischen Dampfer „Kursk“, der es nach Rußland bringen sollte, in den Fluten der Ostsee versunken. In Paris herrscht wegen dieses Unglücks peinliche Verlegenheit, zumal sich bereits eine Abordnung nach Boradino begeben hatte, um der Aufstellung des Denkmals, das aus zwei riesigen Blöcken bestand, beizuwohnen. Der Schöpfer des Denkmals ist mit seinem Werk untergegangen.

Für den Marokkokrieg besteht unter den französischen Offizieren und Mannschaften sowie unter den Fremdenlegionären so wenig Begeisterung, daß diese massenhaft desertieren, jene zur Teilnahme an den Expeditionen von der Heeresverwaltung gezwungen werden müssen; freiwillig meldet sich kein Mensch nach Marokko. Um diesem für die Fortführung des Marokkokrieges höchst bedenklichen Zustande ein Ende zu machen, bewilligte die französische Regierung auf dringendes Ersuchen Liautcys wieder die Auszahlung der Kriegszulage an die Teilnehmer der Marokkoexpedition. Die Aktion gegen Marrakesch und den dort herrschenden Gegensultan El Hiba wurde einstweilen eingestellt.

Von einem führerlosen Dampfer in den Grund gebohrt. Als der Dampfer „Retriever“ der Clanrye-Dampfergesellschaft aus dem Garston-Dock am Mersey abfuhr, brach der ihn führende Kapitän Barry plötzlich tot zusammen. Da niemand es bemerkte, schoß der Dampfer ziellos im Dock umher und bohrte den spanischen Dampfer „Lista“ in den Grund. Der zweite Offizier des „Retriever“ stürzte nun auf die Kommandobrücke und fand den Kapitän dort tot hingestreckt, worauf er selbst die Führung des Schiffes übernahm. Die Mannschaften des „Lista“ wurden gerettet, der „Retriever“ ist sehr stark beschädigt.

Die Besitzverteilung in Afrika. In einer Arbeit über die Aufteilung Afrikas, die Dr. F. Hänsch im Juliheft der Geographischen Zeitschrift erscheinen läßt, findet sich folgende lehrreiche Zusammenstellung: „Nach der Kongo-Konferenz und unmittelbar vor dem Sansibar-Vertrag, also bis zum Frühjahr 1890, war die Besitzverteilung in Afrika folgende:

England	2.150.000 qkm.
Deutsches Reich	2.131.300 „
Kongostaat	2.091.000 „
Frankreich	1.841.500 „
Portugal	1.800.600 „

Diese Verhältnisse haben sich inzwischen in ungeahnter Weise verschoben — in welchem Umfange dies zur Zeit des Marokko-Abkommens geschehen ist, zeigen die Zahlen des heutigen Besitzstandes:

Frankreich	9.256.769 qkm.
England	8.791.727 „
Deutsches Reich	2.214.900 „
Kongostaat	2.382.800 „
Portugal	2.065.200 „

Angesichts dieser Tatsache hat der Verfasser, indem er feststellt, daß Frankreich seinen afrikanischen Besitz verfünffacht, England vervierfacht hat, vollkommen Recht mit dem Hinweise, daß Deutschland, wie Belgien und Portugal kaum über den Stand von 1890 hinausgekommen sind; er zieht den richtigen Schluß, wenn er sagt: „an dieser nüchternen Tatsache mögen die Politiker aller gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches, die in diesem Zeitraume für die Politik des Reiches verantwortlich waren, den Erfolg ihrer Tätigkeit abmessen. Sie mögen sich selbst berechnen, in welche Schuld sie bei dem nachfolgenden Geschlechte unseres Volkes gekommen sind.“

Ein Institut für Erdbebenforschung in Honolulu. Das Massachusettsinstitut in San Francisco hat auf dem Berg Mauna Loa ein Institut für Vulkan- und Erdbebenforschung errichtet, das unter der Leitung des Geologen Professors Thomas Jaggard steht.

## Vermischte Nachrichten.

Der Schutzpatron des Theaters. Der 25. August war der Tag der Schauspieler, oder vielmehr der ihres Heiligen — denn einen solchen haben sie ebenso wie die Angehörigen vieler anderer Berufe. St. Genesius heißt der Schutzpatron des Theaters, dessen Leben dramatisch genug verlaufen ist. So sehr, daß es als richtiger tragischer Vorwurf einige male behandelt worden ist: das erste mal von Rotrou, einem Zeitgenossen und Freund Corneilles, der ein Drama „St. Genesius, der heidnische Schauspieler“ schrieb, und sodann von Felix Weingartner, der Genesius zum Helden seines nach ihm benannten Musikdramas gemacht hat. Genesius lebte zur Zeit der diokletianischen Christenverfolgungen; er war Komiker und hatte in einer Posse, die die Christen verspottete, einen Mann darzustellen, der kurz vor seinem Ende die Taufe begehrte. Sie wurde ihm von einem anderen Schauspieler erteilt, aber da geschah eine dramatische Wendung, die von dem Autor nicht vorgeschrieben war. Kaum war der Darsteller der komischen Szene getauft, als er geradezu mit einer feierlichen Beredsamkeit die Lehren des Christentums vortrug und für sie zeugte. Die Zuschauer saßen erstarrt; noch nie hatte Genesius so echt und überzeugend gespielt. Die heimischen Christen, die im Theater saßen, sprangen erregt auf, und die Heiden schrien durcheinander: schließlich wußte man nicht mehr, was Spiel, was Wahrheit war. Auch der Kaiser war in jener Vorstellung anwesend, er ließ den vortrefflichen Schauspieler vor sich führen und sagte ihm, er habe den christlichen Fanatiker überzeugend gespielt. Da bekannte Genesius, mit der Taufe sei die Wahrheit des Christentums gleich einer Offenbarung über ihn gekommen. Der Kaiser wandte sich ab und ließ Genesius ins Gefängnis werfen; er sollte widerrufen und wurde gefoltert, blieb aber beharrlich und erlitt den Märtyrertod. Die Kirche hat ihn heilig gesprochen — als einzigen Vertreter des Schauspielerstandes, dem sie sonst nicht recht gewogen war; haben doch die Kirchenväter das Theater und seine Angehörigen samt und sonders mit dem Bann belegt.

Die bedrohten Kolibris. Nach neuerlichen warnenden Mitteilungen von Kennern sind sogar die Kolibris, diese niedlichen Kleinodien unserer Vogelwelt, von den Amerikanern „Hummingbirds“ genannt, durch die grausame Damenhut-Mode mit Ausrottung bedroht! Der nord- und südamerikanische Kontinent hat ein Monopol auf diese kleinsten Vögel, welche auch nützlicher sind, als viele wissen. Etwa 400 Gattungen derselben gibt es in Nord- und Südamerika; aber nur 18 kommen weiter nördlich, als in Mexiko vor. Meistens glaubt man, daß der Kolibri, „eine Blume, welcher Gott Flügel verliehen,“ von Honig lebe; das ist jedoch ein Irrtum. Er genießt ein Bischen Honig — aber seine Hauptnahrung besteht aus kleinen, schädlichen Insekten, welche gewisse Blumen bewohnen. Er ist daher ebenso nützlich für den Menschen, wie er schön ist, und das Publikum sollte etwas mehr über ihn wissen, als es durch den Augenschein gewöhnlich erfährt. Diese Tierchen sind so rasch in ihren Bewegungen, daß man sie fast nie gut sehen kann, wenn sie nicht gerade über einer Blume schweben. So klein sind die Kolibris; — selbst die größten sind nur halb so groß, wie ein Sperling —, daß die Jäger, welche sie zu geschäftlichen Zwecken erlegen wollen, nicht einmal die kleinsten Schrote benutzen dürfen, um den Balg nicht zu schädigen. Daher werden diese Vögelchen mit einem Tropfen Wasser aus einem Blasrohr oder einer Spritze betäubt, so daß sie in ein Netz fallen, worauf sie rasch vergiftet werden. Es ist hohe Zeit, daß ihrer massenhaften Tötung entgegengetreten wird.

Propaganda für ein Drei-Kindersystem in Frankreich. Entweder drei Kinder, oder Entfernung aus allen öffentlichen Ehrenämtern! Das ist der allerneueste, etwas gewaltsam klingende Vorschlag eines der bekannten Nationalökonomien Frankreichs, des Herrn Paul Leroy - Beaulieu, der — so liest man im „Figaro“ — jüngst einen energischen Artikel über die Pflichten der französischen Eheleute veröffentlicht hat: jedes patriotisch gesinnte Ehepaar — das ist der Kern des Artikels — müßte mindestens drei Kinder in die Welt setzen, wenn der bedrohlichen Entvölkerung Frankreichs Einhalt getan werden soll. Nun weiß man aber, daß selbst die patriotischsten Papas und Mamas in Frankreich sich mit zwei Kindern begnügen und daß, in Anbetracht der ständig schlimmer werdenden Verteuerung der notwendigsten Lebensmittel, vielen Ehepaaren selbst zwei Kinder noch um — zwei zuviel sind. Kinder zeugen und gebären ist unter solchen Umständen unter Frankreichs Sonne beinahe eine heroische Tat geworden. Paul Leroy - Beaulieu wünschte daher, daß nicht nur den achtungswerten Patriarchen, die dem Vaterlande sechs, sieben, acht und zehn Kinder schenken, besondere Belohnungen zuteil würden, sondern auch schon den Vätern von wenigstens drei Sprößlingen. Mindestens das Drei-Kinder System müsse in den französischen Familien zum Siege kommen. Aber wird man das mit Belohnungen allein zu Stande bringen? Wahrscheinlich nicht. Und darum ebtritt Herr Leroy - Beaulieu mit noch einem zweiten Hilfsmittel auf den Plan; die Regierung sollte den Vätern dreier Kinder nicht bloß Belohnungen und Medaillen verleihen, sondern ihnen auch das Recht auf Bekleidung öffentlicher Ehrenämter vorbehalten. Ein Gesetz, das auf's Strengste anzuwenden wäre, sollte bestimmen, daß man nur dann ein öffentliches Ehrenamt bekleiden darf, wenn man wenigstens drei Kinder glaubhaft nachweisen kann. . . . „Wir fürchten,“ meint der „Figaro“, „daß selbst ein so drakonisches Gesetz nicht allzueviel nützen würde. . . .“

Der Nachtfalter als Brandstifter. In Tarascon verursachte, wie der „Vossischen Zeitung“ berichtet wird, ein Nachtfalter ein sonderbares Aben-

teuer. Vor einem der Hauptcafés dieser, durch daudets Erzählung berühmt gewordenen provençalischen Stadt hatte sich ein Kino-Theater niedergelassen, das seine Bilder auf eine weiße, gegenüberliegend Mauer projizierte. Während der Vorstellung flog plötzlich, durch das helle Licht nagelockt, ein Nachtfalter an die Acetylen-Lampe heran, seine Flügel flammten auf, und das brennende Insekt fiel auf die geöffnete Schachtel mit Films, die sofort Feuer fingen und in hellen Flammen aufloderten. Eine Panik entstand, die indes keine schlimmen Folgen haben konnte, da der Vorfall sich im Freien abspielte und die geängstigten Menge ungehindert nach allen Seiten auseinander stieben konnte. Der Apparat wurde vollständig zerstört.

Der erste Blitzableiter in Europa. In Frankreich wurde in diesen Tagen die Behauptung aufgestellt, daß der erste Blitzableiter in Europa von dem 70jährigen Benjamin Franklin im Jahre 1776 auf dem Palais Valentino in Paris aufgerichtet wurde. Demgegenüber wird von italienischer Seite geltend gemacht, daß der erste Blitzableiter in Europa in Italien errichtet wurde. Der Piratistenpater Girolamo M. Fonda, Professor der Physik an der Universität in Rom, ersann im Jahre 1770 ein Blitzableitersystem und erhielt im Jahre 1772 den Auftrag, die zur Universität gehörige Kirche mit einem Blitzableiter zu versehen. Der Turm dieser Kirche wurde im Laufe zweier Jahre vom Blitz getroffen und blieb nachher geschützt. Diesen Darstellungen gegenüber sei nun wieder einmal festgestellt, daß es wissenschaftlich längst anerkannt ist, daß der erste Blitzableiter überhaupt in Oesterreich bestanden hat und dessen Erfinder ein Oesterreicher war. Es ist der Prämonstratenser Priester Prokop Diwisch, welcher im Jahre 1696 in Senftenberg geboren, Professor der Philosophie in Bruck war und später als Pfarrer in Brenditz wirkte. Dieser hatte schon im Jahre 1750 vor Franklin das Ausströmen der Elektrizität an Spitzen nachgewiesen und überhaupt die elektrische Natur des Blitzes erkannt und einen eigenen Blitzableiter erfunden, den er im Jahre 1754 auf seinem Pfarrhofe mit eigenartigen Saugevorrichtungen errichtete. Bald nach Diwisch hatte Franklin seine Erfindung gemacht, die die Welt eroberte, während Diwisch das tragische Los eines österreichischen Erfinders zu tragen hatte: daß er unbeachtet gelassen wurde und sein Werk erst bekannt wurde, nachdem es von Fremden aus dem Auslande gebracht worden war.

## Die belohnte Wohltat.

Erzählung von G. H. Rosny.

Alle Welt weiß, was es bedeutet, einer guten Familie zu entstammen, eine vornehme Erziehung und eine gediegene Bildung genossen zu haben. Ich war also mit dreiundzwanzig Jahren Rechtsanwalt und mußte durch den Honigseim meiner Worte und durch die Flut meiner Beredsamkeit mein Brot verdienen, nachdem ich bei einem berühmten Advokaten, natürlich unentgeltlich, als Referendar gearbeitet hatte.

In der ersten Zeit zog ich meinen Hosengürt enger zusammen, um meinen Appetit meinen Einnahmen anzupassen und verbrauchte bei Weitem mehr Tinte, um meinen abgetragenen, grünlich schimmernden Gerock zu schwärzen, als zum Schreiben meiner Verteidigungen.

Aber so wie eine Schraube sich langsam in's Holz bohrt, oder auf einem Käse mit der Zeit Haare wachsen, wurde meine Stellung nach und nach besser, ich bekam ein Bureau, Klienten und brauchte

nicht mehr um die Nachsicht des Gerichtshofes zu bitten.

Man hätte jede Wette eingehen können, daß ich eines Tages das heißersehnte Ziel, nämlich die Heirat mit einer reichen Erbin, erreichen müßte. Ich sah mich bereits in einer eleganten Wohnung in den Champs Elysées, und Gott allein weiß, wie mutig ich mich jeden Abend in den Strudel des Geselligkeit stürzte. Da hieß es mit den alten Damen Bridge spielen und mit den jungen Damen Boston tanzen, den Vätern und Onkeln zu Munde reden und abwesende Freunde durchhecheln. So errang ich mir allmählich eine gute Stellung in der Gesellschaft, mein Name wurde in den besten Kreisen genannt, das Glück schien mir zu lächeln — da versetzte mir ein tückisches Schicksal einen Hieb. Ich erfuhr, welche Dummheit es ist, eine Wohltat auszuüben.

Ach! ich hatte gar nichts besonderes Gutes getan, nie würde mir der Tugendpreis deshalb zugesprochen werden, aber der Himmel bewahre meinen schlimmsten Feind vor einer ähnlichen eülen Tat! Ein Mädchen aus der Provinz war in eine Pariser Spelunke geraten und es gelang mir, ihre Unschuld sofort zu beweisen. Eine meiner Tanten kannte das Mädchen, und deshalb war ich ihr Verteidiger gewesen. Nun wurde mir neben ihrer Tugend auch ihr emsiger Fleiß geschildert, sie sollte Kasserollen blitzblank scheuern und Strümpfe gut stopfen können. Meiner Aufwärterin war es nach einem fünfzehnjährigen Verhältnis mit einem Kohlenmann gelungen, diesen zu einer Heirat zu überreden, und mein Junggesellenhaushalt bedurfte einer weiblichen Kraft. Und um der armen Anne-Marie Béchard, die ich den Klauen der Justiz entrissen hatte, weiter zu helfen, entschloß ich mich, ihr ein Zimmer im sechsten Stock meines Hauses zu mieten, und sie für mich und sich kochen zu lassen. Für einen jungen Rechtsanwalt ist das eine große Ausgabe. Ich mußte deshalb auf den Groom verzichten, der Nachmittags während der Sprechstunde zur Bedienung in meinem Bureau war, und der meine Klienten durch seine Livree mit den blanken Knöpfen geblendet hatte.

Jetzt öffnete mein Dienstmädchen die Türe; ich hatte die Wäsche für ihre weißen Schürzen zu bezahlen, denn eine Frau muß immer sauber aussehen, während der schmutzigste Groom dem Hause noch einen gewissen vornehmen Anstrich verleiht. Anne-Marie war nicht schön und nicht häßlich, sie gehörte zu den Leuten, die einen neuen Gedanken sehr schwer aufnehmen und ihn dann völlig falsch verstehen. Dann besaß sie noch die angenehme Eigenschaft stets beleidigt zu sein; wenn ihr ein „Ja“ oder „Nein“ meinerselbst nicht liebenswürdig genug klang, verschränkte sie erst die Arme und eilte dann unter heftigem Türenwerfen aus dem Zimmer. Hundertmal wollte ich ihr schon kündigen . . . . . Aber ich war jung, naiv, und vor allen Dingen fühlte ich die moralische Verpflichtung, meine Wohltat dem Mädchen gegenüber noch weiter auszudehnen. Ihre Leistungen waren übrigens auch sehr wenig zufriedenstellend, die Schokolade schmeckte schlecht, die Koteletts waren verbrannt, die Stiefel nicht geputzt, und die Kragen meiner Anzüge schimmerten speckig. Mit der Sorglosigkeit der Jugend ging ich über alles hinweg, und dann wußte ich auch, daß meine Lage sich bald verändern würde, und ich Anne-Marie entweder ganz verabschieden oder sie als Abwaschmädchen in meinem zukünftigen Haushalt beschäftigen würde.

Sie hatte eine merkwürdige Art, mir ihre Dankbarkeit zu bekunden. Jeden Moment fühlte ich ihre prüfenden Blicke auf mir, die sie besser auf die Milch, die überkochte, oder auf die Saucen, die sie

anbrennen ließ, hätte richten sollen. Das Herz dieses Schmutzfinks war mir leidenschaftlich ergeben, und sah sie meinen Namen in irgend einem Prozeß gedruckt, so strahlten ihre Blicke in höchster Bewunderung. Es wäre mir zwar lieber gewesen, wenn sie, anstatt in der Zeitung nach meinem Namen zu suchen, meine Wäsche geflickt hätte, aber der Kultus, den sie mit mir trieb, ließ ihr jedenfalls zu solchen profanen Beschäftigungen keine Zeit übrig. Sie schrieb meiner Tante begeisterte Briefe. Diese beglückwünschte mich, eine derartige Perle gefunden zu haben und riet mir, sie freundlich zu behandeln. Ich gehorchte: ich verschlang das schlechte Essen, das sie mir vorsetzte; ohne ein Wort des Vorwurfs zog ich meine zerrissene Hemden an. Machte sie ein trübseliges Gesicht, klopfte ich ihr begütigend auf die Schulter, bat sie, sich keine Sorgen zu machen und auf eine bessere Zukunft zu hoffen. Ach, darauf hoffte sie nur zu sehr!

Trotz meiner nicht sauberen Gehröcke, trotz meiner schlecht geputzten Stiefel gewann ich mir die Sympathie von Fräulein Germanie Laguïte. Sie war jung und schön, besaß neuhunderttausend Frank Mitgift, hatte weiße Zähne, rosige Lippen, die Erbschaft dreier Onkel in Aussicht, und ihre Augen konnten mit dem Blitz des Sirius wetteifern. Alles das erfüllte meinen Kopf und mein Herz, und schließlich empfand ich herzliche Liebe für Germanie. Denn Germanie war auch ein prächtiger Charakter; sie hatte sich in mich verliebt, weil ich arm war und es mit ruhiger Energie durchgesetzt, daß ihre Eltern in die Verlobung willigten und ich so die Schönheit, die Güte, den Reichtum in Person heiraten sollte. Die Zeitungen berichteten von unserer Verlobung. Man zählte alle meine Verdienste auf, erzählte von den Prozessen, in denen ich plädiert hatte und erwähnte sogar, daß einer meiner Verwandten (nebenbei ein sehr entfernter) Divisionsgeneral sei. In meiner Freude war ich noch netter als sonst gegen Anne-Marie Béchard. Sie antwortete mir kurz und brach schließlich in Schluchzen aus. Ich sah in ihrem Benehmen nur den Zorn eines Dienstmädchens, das fürchtet, seine Stellung zu verlieren; ich versuchte, sie zu trösten und sagte ihr, daß sie bei uns bleiben, daß sie nicht mehr so viel zu tun haben würde — alles, was man einem Dienstmädchen sagen kann, wenn man ihr einen Gefallen tun will.

„Nie,“ rief sie.

Sie ging hinaus und warf die Tür hinter sich zu. Ich kümmerte mich nicht darum. Zehn Minuten später dachte ich nicht mehr an Anne-Marie Béchard . . . Das war unrecht. Hat man einer Person etwas Gutes getan, muß man sie beständig im Auge behalten. Um acht Uhr Abends eilte ich verliebt und selig zu meiner Braut. Ich hörte auf der Straße die Zeitungsverkäufer die Abendzeitungen ausbieten und mit Gerbrüll einen Selbstmord ankündigen. Das passiert aber fast alle Tage.

Mit wütendem Gesicht trat mein Schwiegervater zu uns ins Zimmer und reichte mir, ohne ein Wort zu sagen, die Zeitung hin. Voller Bestürzung las ich, daß Anne-Marie Béchard sich in einem Park durch einen Revolverschuß getötet hätte. In einem Brief, den man bei ihr fand, beklagte sie sich über meine Undankbarkeit, gestand, daß sie mich liebte und meinen Treubruch nicht überleben könnte. Ich war starr. Ob ich etwas sagte oder nicht, war gleichgültig. Niemand wollte mir glauben, daß zwischen Anne-Marie Béchard und mir auch nicht die geringsten Beziehungen bestanden hatten, und meine Braut wollte auf meine Beteuerungen am wenigsten hören. Wie sie mich meiner Güte wegen geliebt hatte, verabscheute sie mich nun meiner Schlechtigkeit willen. Vielleicht liest sie diese Zei-

len; aber das würde nichts nützen, denn sie ist schon seit langem verheiratet und hat mich sitzen lassen. Vielleicht lernt sie neben anderem daraus, daß, wenn eine gute Tat nie verloren ist, ein Wohltäter es manchmal sein kann.

## Von einem verliebten jungen Mann

werden wir gebeten, folgendes abzdrukken. Warum denn nicht, wenn wir ihm damit eine Herzenserleichterung verschaffen können. K. W. — er will nicht näher bekannt sein, schreibt: Ich gehe jeden Morgen denselben Weg in mein Bureau, immer um dieselbe Stunde. Und täglich um dieselbe Stunde, in derselben Gasse, fast regelmäßig vor demselben Hause, kommt mir ein Mädchen entgegen, das sein Weg in die entgegengesetzte Richtung führt. Täglich, seit länger als einem halben Jahre. Gewiß kommen auch andere Leute mit derselben Regelmäßigkeit an mir vorüber, ich kenne auch einige davon, aber sie sind mir gleichgültig, ich denke nicht an sie, ich warte nicht auf ihr Erscheinen.

Dieses Mädchen ist durchaus keine Schönheit, die unbedingt und jedermann fesselt, es ist schlank, graziös, blond, sehr schlicht und stets hell gekleidet. Außergewöhnlich sind nur die dunkelblaugrauen Augen und die schön geformten, frischen, vollen Lippen zum Küssen geschaffen.

Ich weiß nicht, wer das Mädchen ist, was es ist. Vielleicht Verkäuferin in irgend einem Geschäfte, oder Komptoiristin, oder sonst etwas, was anständige Mädchen sein können.

Wir sind einander gut, jedes von uns Beiden erwartet das Auftauchen des Anderen, unsere Blicke suchen sich schon von Weitem, dann trachten wir möglichst nahe aneinander vorbeizugehen und tauschen mit den Augen stumme Grüße.

Der Gedanke, daß dies einmal nicht mehr sein könnte, beängstigt mich, und dennoch würde ich um keinen Preis der Welt etwas tun, um mich dem Mädchen näher zu bringen. So wie es ist, sollte es bleiben!

Schon als ich das Mädchen einigemal sah, war meine Zuneigung erwacht, und sie wuchs, bis sie den Grad annahm, den sie heute noch hat und der sich nicht mehr verändern will; nicht höher, nicht tiefer, immer das gleiche warme Gefühl, immer dasselbe zärtliche Streicheln der Blicke, stets derselbe Ausdruck der Mienen: Ich bin dir gut! Und ich weiß, daß auch sie mir gut ist.

Ich habe sie nie mit einem Blicke beleidigt, sie nie angelächelt, nichts getan, was respektlos genannt werden könnte. Einmal, im Anfang, aber doch schon in der Zeit, da unsere Blicke ineinanderfielen, wollte sie an mir vorbeigehen, ohne aufzuschauen. Ich merkte die Absicht. Vielleicht wollte sie dem Spiele ein Ende machen, vielleicht fürchtete sie, mit der Zeit doch noch von mir belästigt zu werden. Die stille Uebereinstimmung war noch nicht da. An diesem Morgen sprach ich das erste und einzige Wort zu ihr.

„Anschauen!“ flüsterte ich, als ich an ihr vorbeiging, sonst nichts. Gleich darauf war ich aber besorgt, daß dieses eine Wort zu viel gewesen sein konnte. Ich machte mir Vorwürfe, ich hatte einen bösen Tag. Die Beruhigung, daß in dem Tone meiner Stimmung nichts Herausforderndes und Verletzendes gewesen, daß dieses „Anschauen!“ ein bescheidenes Bitten um die Gewährung einer kleinen Gunst war, wollte nichts fruchten. Erst als das Mädchen mir am nächsten Morgen so klar und selbstverständlich in die Augen sah mit dem Ausdruck einer bezwingend natürlichen Züchtigkeit, erst da war ich wieder beruhigt. Seitdem hat sich in meinen Beziehun-

gen zu der Unbekannten nichts geändert. In mir ist eine gleichmäßige ruhige Liebe. Ich kann den Zustand nicht anders nennen. Das Bewußtsein, meinen Tag mit ihrem Anblick einleiten zu können, macht mich glücklich. Gehe ich einmal fünf Minuten früher vom Hause, dann warte ich in einer bestimmten Straße, bis ich sie kommen sehe. Ich weiß, daß sie es genau so macht. Die Sonntage hasse ich, weil die mich um ihren Anblick bringen.

Ich habe eine Zeitlang einen ernsten Kampf mit mir geführt, es drängte mich, sie anzusprechen. Am Ende fände ich etwas in ihrer Stimme, was mich enttäuschte, vielleicht war sie für mich verloren, wenn ich sie kennen lernte. Jedenfalls verschwände der süße Duft, der über unseren stillen Verhältnissen liegt. Das Glück liegt nur in dem unausgesprochenen Gefühle, das sich höchstens in einem Blick, in einem Zucken der Lippen äußert. Ich forsche ihr nicht einmal nach, dem Verlangen, ihr einmal zu folgen, um wenigstens zu wissen, wohin sie täglich um die gleiche Stunde geht, widerstand ich, als es sich einmal regte. Nichts will ich wissen, nichts hören, nichts. Die reine Liebe liegt nur in dem stillen Anschauen, das in die Seele zieht und die edelsten Gefühle auslöst.

Und doch habe ich die Sehnsucht, dem Mädchen, das mein Empfinden nachzufühlen scheint, etwas, Alles zu lieb zu tun. Ich möchte ihren Wünschen nachspüren, jeder leisen Regung ihrer Seele — wenn das nur anginge ohne Worte, durch Blicke und Mienen! Das blonde Mädchen hat mich so recht verstehen gelernt, wie sehr ein Weib Herrscherin sein kann über den Mann, und über den Gescheitesten gewiß zu allererst, so lange es sich durch Worte und Reden nicht selbst entstellt hat und nur jene Sprache wirken läßt, die von Auge zu Auge, von Seele zu Seele geht.

Und so sollst Du weiter wirken, blondes Mädchen, und Deinen veredelten Einfluß geltend machen — wortlos, wie bisher.

Es wird ein Tag kommen, und ich fürchte ihn heute schon, an dem ich Dich nicht mehr sehen werde. Du wirst andere Wege schreiten, vielleicht führt dich ein Mann in sein Haus, in dem Du dann wirtschaften sollst als die Gefährtin seines Lebens. Ich werde mich dreinfügen müssen, als in etwas Unabänderliches, vom Schicksal Verhängtes. Auch Du. Aber Du wie ich, wir Beide werden das Bewußtsein durch unser weiteres Leben tragen, Tage, Wochen, Monate, und geb es der Himmel, Jahre unentweihter Liebe genossen zu haben. Unsere Seelen hatten Zwiesprache gehalten und miteinander gekost, losgelöst von allem Irdischen. Die Fehler und Flecken haben wir nicht gesehen, die menschlich sind und stets verderben, was zwischen Himmel und Erde hängt, nicht ganz in den Himmel gehörig und doch über dem Irdischen schwebend: die reine Liebe vom Mann zum Weib. Anblicken will ich Dich, wenn Du im Vorüberschreiten die Wimpern hebst, und dann magst Du in meinen Augen den Dank lesen dafür, daß Du mich dieses Gefühles innerwerden liebst, das köstlich ist, weil es die Reinheit der Seele ist. K. W.

## Humoristisches.

Beim Geigenspiel. Ich habe nun schon einmal Pech mit meiner Geigenkunst. Unlängst haben wir großen Besuch, ich spiele auf meiner Violine einige Stücke und sage dann zu einem Professor: „Nicht wahr, Herr Professor, Sie sind ein leidenschaftlicher Freund von guter Musik!“ — „O ja, aber bitte spielen Sie nur weiter!“ erwidert er mir darauf begütigend.

# F u e l l e t o n

## Die Auferstandenen.

Roman von Richard Voß.

(3. Fortsetzung.)

Aber durch welches Mittel sie so unzerreißbar an die Sache des Volkes ketten?

Durch Sascha.

Er sah sie vor sich, die grobe, bäurische Gestalt, mit dem unschuldigen Kindergesicht, den blühenden Lippen, dem schwermütigen Blick. Er sah die roten Hände in dem fahlen Haar wühlen. Und er sah sie, mit dem flammenden Gelock, den grünen Nixenaugen, mit dem Munde, den ein Gott —

Was geschah ihm?! Ihm, der nie ein Weib daraufhin ansah, ob es schön oder häßlich sei, ihm erschien die Schönheit des Weibes plötzlich wie dort oben auf dem Fries den Wellen enttauchte: als eine leuchtende Offenbarung der höchsten Schöpferkraft. Er, der stets nur die Seele der Frauen beehrte, ward beim Gedanken an Anna Pawlowna und an Sascha plötzlich von einem Gefühl des Widerwillens, des Hasses gegen den letzteren ergriffen. Um jeden Preis mußte er diese Frau für die Sache des Volkes gewinnen, um dann mit ihr zusammen Heldentaten zu begehen, mit ihr —

Aber Tania! Tania, die er liebte. Würde er Anna Pawlowna jemals lieben können?

Lieben? Nein. Aber —

Alles Blut klang ihm zu Kopf, es wurde ihm schwarz vor den Augen.

Als er sie öffnete, sah er vor sich die Lippen der schönen Frau. Er starrte darauf hin, er trat näher. Aber er schwankte dabei.

„Wladimir Wassilitsch, was ist Ihnen?“

Sein Blick sagte es ihr.

Sie fuhr auf, empört, beleidigt, mit einem unerträglichen Gefühl der Erniedrigung.

„Heben wir dieses Gespräch auf. Wir werden uns doch niemals verstehen. Hören Sie wohl: Niemals.“

Aber er hörte sie nicht.

Sie wollte sich entfernen; er stellte sich in ihren Weg. Er wollte sprechen, konnte nicht, stieß endlich hervor: „Sie sind in meiner Hand.“

„In Ihrer Hand?“

Der Ton, mit dem sie das sagte, schlug ihm förmlich ins Gesicht.

„Sie haben sich bereits zu tief mit uns eingelassen; Sascha besitzt Papiere von Ihnen.“

Auf einmal lachte er hell auf. Er hatte sich vorstellen müssen, wie dieses königliche Weib diesen Bauern küßte, und hell auf mußte er lachen. Dann rief er mit einem Triumph, der seine Züge verzerrte: „Sie können nicht mehr zurück. Selbst wenn Sie wollten, können Sie nicht mehr.“

„Wer hat Ihnen gesagt, daß ich zurück will?“

„Wie — Sie wollen nicht? Ich verstehe: Um Saschas willen —“

„Sie haben den Verstand verloren.“

Ihre Stimme klang um keinen Ton lauter oder erregter; aber er hatte gesehen, wie es in ihren Augen aufleuchtete, zum erstenmal. Er trat vor sie.

„Sascha liebt Sie, unsinnig, toll. Sie haben ihn um den Verstand gebracht. Wenn Sie ihn aufgeben, wenn Sie die Sache aufgeben, wird auch er uns verlassen. Dann wäre er verloren, er und Sie; denn dann müßten wir ihn rächen, ihn und Sie. Und Sie wissen, welche Strafe bei uns auf Verrat steht?“

„Was geht das mich an?“

Sie war aufgestanden. Ihr Blick begegnete dem seinen, sie maßen einander mit den Augen. So stan-

Pianos **Blüthner**

das beste deutsche Fabrikat  
Alleinige Vertreter für den Staat São Paulo:  
**Barbosa & Lucchesi**  
Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO.

den sie sich eine Weile stumm gegenüber. Dann hob sie leicht ihre Hand.

„Gehen Sie!“

Er verneigte sich tief und ging.

Anna Pawlowna wollte etwas tun, den Dienern rufen und den Frechen die Treppe hinunterwerfen lassen. Doch, sie regte sich nicht.

### Neunzehntes Kapitel.

Wladimirs Phantasie war erregt.

Er dachte nicht an den Sieg, den er für die Sache über Anna Pawlowna davongetragen; er fühlte nur die Niederlage, die er durch sie erlitten. Es war, als würde plötzlich ein Vorhang vor seinen Blicken hinweggezogen, als täte sich ein Abgrund vor ihm auf. Mit einem Schlage erschloß sich ihm eine bis dahin gänzlich unbekannte Welt, deren Gottheit das Weib war. Er wollte sie nicht anerkennen und mußte sie doch anbeten; anbeten mit einem inneren Knirschen, mit einer Wut, die er gegen sich selbst richtete. Höhnisch warf er sich vor, daß er so lange wie ein Mönch gelebt, um plötzlich in sich den Wüstling zu entdecken. Warum hatte er sich nicht längst übersättigt — übersättigt bis zum Ekel?! Dann wäre er nun fertig damit. Denn nichts durfte ihn jetzt beunruhigen und quälen, jetzt, wo es galt, den ganzen Menschen auf eine Idee zu konzentrieren, für die Sache! Jede Empfindung, die ihn davon ablenkte, war ein Verbrechen gegen den heiligen Geist seines Werkes, war eine Untreue, eine Unsittlichkeit.

Er fühlte schon genug Dämonen in seinem Innern entfesselt, um nicht auch noch dem Dämon der Leidenschaft Gewalt über sich zu geben; nicht eine Faser seines Wesens durfte diesem Teufel gehören. Das Spukbild, das die Schönheit Anna Pawlownas in ihm heraufbeschworen, mußte um jeden Preis gebannt werden. Und das beste Mittel, seine Phantasie von dem Bilde der schaumgeborenen Venus zu befreien, war, diese Frau, die ihn vor sich selbst verächtlich machte, verachten zu können. Anna Pawlowna mußte fallen, nicht durch ihn, auch nicht durch diesen Aristokraten Boris Alexeiwitsch, sondern durch den Bauern und Nihilisten Sascha.

Wieder fiel ihm Tania ein.

Er liebte sie leidenschaftslos, aber innig; sie sollte sein werden ohne kirchliche Fesseln, aber ihm unzertrennlich verbunden durch das heilige Band der Treue. Dennoch fühlte er bereits Reue, daß er sie hatte kommen lassen, daß er sein Leben unlöslich an das ihre knüpfen wollte. Würde sie ihn in seinen großen Entschlüssen und Taten nicht hindern? Sie war so zart. Aber sie sollte nicht nur seine Taten nicht hemmen, sie sollte dieselben mit ihm teilen. Er wollte sie zu seiner treuen Genossin, zu seiner starken Mithelferin heranbilden, zu einer todesmutigen Terroristin. Und wenn er in dem Kampf gegen die Feinde des russischen Volkes fiel — und er würde sicher fallen — dann sollte sein Weib zurückbleiben, um seinen Sohn zu seinem Nachfolger und Rächer zu erziehen.

Aber wie, wenn er sie schwach finden würde,

wenn sie sich mit ihrer Liebe und ihrer Angst für sein Leben an ihm klammern sollte, ihn hindernd, wohl gar ihn entmannend — — Was dann?

Dann lort mit ihr!

Er wandte seine Gedanken wieder dem Plane mit Sascha und Anna Pawlowna zu.

Es unterlag keinem Zweifel, daß Sascha, der schwerfällige Sascha, von einer Leidenschaft für die schöne Frau ergriffen war, daß sein ganzes Gefühl eine gewaltsame erstickte Flamme war. Noch wußte er es selbst nicht, denn noch schlug er seine Augen mit der Inbrunst eines entzückten Beters zu Anna Pawlowna auf, in dem Glauben, daß sich eher der Himmel zu ihm herabneigen könnte, als diese Frau. Und dann war sie ja verheiratet. Untreue und Ehebruch gehörten zu den Dingen, die sein Gehirn nicht begriff, nicht zu begreifen vermochte.

Daran würde der ganze Plan scheitern.

Denn selbst wenn Anna Pawlowna die Lehrmeisterin abgäbe — —

War dieser Fall denkbar?

Doch was war einem schönen und leidenschaftlichen Weibe unmöglich? Wenn Anna Pawlowna diesen eigentümlichen Menschen, der so fremd in der Welt — in ihrer Welt — so einsam darin stand, wenn sie ihn wirklich lieben, für ihn eine Leidenschaft empfinden sollte, so würde sie auch zustande bringen, ihm das Unbegreifliche begreiflich machen.

Dann würde dieser Bauer besitzen, was Wladimir versagt blieb.

Die Seele voll glühender Bilder und Gestalten, gelangte er zu seiner Wohnung. Zum erstenmal fiel ihm auf, daß das Haus einer Höhle glich, der Hof die Umgebung eines Stalles zu sein schien. An den Palast Petrowsky und das Kabinett der Prinzessin denkend, überkam ihn eine wilde Freude. Denn je größer bei jenen der Luxus und die Verschwendung, um so berechtigter die Empörung des darbenenden Volkes, um so berechtigter als Konsequenz des Nihilismus der Terrorismus.

Im Hause war alles dunkel. Wera befand sich mit Natalia Arkadiewna auswärts, um die neueste Nummer der Flugschrift „Tod für Tod“ unter das Volk zu verteilen und bei einem jungen Gutzbesitzer in der Nähe der Stadt Propaganda für die „Sache“ zu machen. Sascha arbeitete noch in der Druckerei; aber Colja war da. Er lag vor der Kammertür der beiden Mädchen und machte durch ein kräftiges Brummen Wladimir seine Anwesenheit bemerkbar.

„Wo ist Tania?“ herrschte Wladimir ihn an.

Wo das Täubchen wohl sein sollte, wenn Colja vor der Tür Wache hielt? Er würdigte eine solche Frage gar keiner Antwort.

„Steh auf!“

Aber Colja regte sich nicht.

„Hörst du nicht?“

Er hörte nicht. Wladimir trat zu ihm und stieß ihn mit dem Fuße.

„Auf, Bestie!“

Nun erhob er sich, langsam, schwerfällig, wie ein Block stand er vor der Kammertür, sie mit seinem Riesenleibe deckend.

„Aus dem Weg!“

Aber Colja regte sich nicht.

„Marsch, fort!“

Colja stieß einen dumpfen, drohenden Ton aus und rührte sich nicht von der Stelle. Da packte ihn Wladimir. Colja ließ sich von ihm schütteln und schlagen und — blieb stehen, wo er stand.

„Hund!“

Plötzlich warf der Knecht sich auf Wladimir.

„Willst du sie zu deinem ehrlichen Weibe machen? Willst du?“

Wladimir rang mit ihm.

„Willst du?“

Wladimir schlug ihm ins Gesicht.

„Du willst nicht? So will ich dich — —“

Und er packte ihn bei der Gurgel.

„Colja!“ rief in der Kammer eine klagende Frauenstimme.

Wladimir fühlte, wie die entsetzliche Klammer an seinem Halse sich löste, wie er wieder atmen konnte.

Und noch einmal Tanias Ruf, lauter, angstvoller, flehender: „Colja! Colja!“

Diesem sanken beide Arme wie gelähmt herab.

„Wladimir, bist du es?“

Die Tür wurde frei, Wladimir trat in die Kammer.

### Zwanzigstes Kapitel.

Sascha befand sich in einer wunderlichen Stimmung. Wladimir hatte ihm in der Druckerei den Befehl zugeflüstert, sich am Abend zu der Wirtin in der Teeschenke zu begeben, von der er erwartet würde. Diese Marja Carlowna war für die Moskauer Nihilisten eine wichtige Persönlichkeit. Nicht nur, daß sie die Kellerräume ihres Hauses als Versammlungslokal hergegeben hatte, auch das Laboratorium der Verschwörer befand sich bei ihr. Es waren dafür drei Zimmer erforderlich gewesen, die im obersten Stockwerk liegen mußten; denn die chemischen Stoffe, aus denen das Sprengmaterial verfertigt wurde, verbreiteten einen penetranten Geruch, weshalb es nötig war, einen Abzugskanal direkt ins Freie herzustellen. Auch eine Wasserleitung durfte nicht fehlen. Die größten Vorsichtsmaßregeln waren notwendig, die geringste Nachlässigkeit konnte zu einer Entdeckung führen. Es gehörte außer vollster Hingabe an die Sache persönlicher Mut dazu, sein Haus für diese Unternehmungen herzugeben.

Marja Carlowna stammte von tartarischen Eltern ab und hatte das wilde Blut ihres Stammes geerbt. Ihre Vergangenheit war etwas dunkel. Sie gab sich für eine Witwe aus, was ihr dieser und jener — Sascha zum Beispiel — auch glaubte. Doch war bekannt, daß ihr Name ein angenommener sei. Jedenfalls wußte sie sich mit der Moskauer Polizei trefflich zu stellen, was die Nihilisten nicht abblieft, ihr vollständig zu trauen. Uebrigens kannte Wladimir Wassilitsch ihre Geschichte, über die er jedoch schwieg. Sie war noch ziemlich jung, ungefähr dreissig Jahre alt und immer noch sehr schön. Ihre braune Hautfarbe leuchtete wie Bronze. Unter den Künstlern war sie ihrer Gestalt und ihres Nackens wegen berühmt; doch vermochten weder Bitten noch Vorstellungen sie zu bewegen, Modell zu stehen. Da man sich aus ihrer Vergangenheit noch ganz andere Dinge erzählte, so fand man diese Zurückhaltung unbegreiflich. Aber auch sonst war sie völlig unnahbar. Dabei machte sie sich nichts daraus, sich im Kreise ihrer Gäste das Haar zu kämmen, das sie sehr geschickt mit rotem Band und Perlenschnüren durchflocht und in vielen Zöpfen herablängen ließ.

Auch sonst gab sie viel auf Putz. Gewöhnlich trug sie einen Kaftan aus dunkelblauem Tuch, mit bunten Stickereien verziert, und um Hals und Arme reichen Schmuck. Zumeilen ward sie von tiefer Niedergeschlagenheit und Schwermut befallen. Ihr Gesinde und ihre Gäste kannten diese Anfälle und gingen ihr an solchen Tagen aus dem Weg. Sie saß dann still in einem Winkel, starr vor sich hinblickend, mit zusammengepreßten Lippen und kümmerte sich um nichts. Manchmal kam es vor, daß sie aus ihrem Brüten auffuhr und mit einer Magd oder einem der Gäste Streit anfang. Sie sah dann aus, als könnte sie einen Mord begehen. Mitten in diesem Wutanfall stürzte sie fort in ihr Schlafzimmer und kam gewöhnlich erst nach einigen Tagen wieder zum Vorschein, fahl im Gesicht, mit eingesunkenen

Augen. Sie war dann für Wochen still und traurig, was ihrer fremartigen wilden Schönheit einen eigen- tümlichen Zauber verlieh.

Ihre größte Leidenschaft war ihr Haß gegen die Russen. Die Nihilisten, denen sie mit Gefahr ihrer Freiheit und ihres Lebens Zuflucht in ihrem Hause gab, glaubten diesem Umstande Maria Carlownas Protektion zu verdanken, ohne zu bedenken, daß sie selbst Russen waren. Wladimir Wassilitsch allein schien es besser zu wissen und belächelte in seiner zynischen Art den Glauben seiner Genossen. Ihm war zuerst der Eindruck aufgefallen, welchen der ehrliche, brave Sascha auf Marja Carlowna machte. Als es sich darum handelte, die Räumlichkeiten für das geheime Laboratorium zu erlangen, war er mit Sascha zufällig in die Teeschenke geraten, deren Wirtin ihm schon damals bekannt war und von ihm für seine Zwecke sehr beachtet wurde. Doch hatte sie sich stets ablehnend gegen ihn verhalten, was ihm fatal war. Denn er hatte sich nun einmal den Satz konstruiert, daß eine Frau nur dann für eine Sache leidenschaftlich Partei nehme, wenn sich dabei ein Mann im Spiele befand. Auch diesmal schien ihm, wenn freilich nicht in bezug auf sich selbst, der Erfolg recht zu geben. Nur war er erstaunt, daß die Neigung der Frau auf den stillen, stummen Sascha fiel, der ihre Schönheit gar nicht bemerkte. Immerhin mußte aus dem Umstande Nutzen gezogen werden und Sascha erhielt den Befehl, sich mit der Frage in die Teeschenke zu begeben, ob er, ein Student der Chemie, sich in ihrem Hause einmieten könne. Die Wirtin bejahte und Sascha blieb lange Zeit bei ihr, ohne auf den Gedanken zu kommen, daß er seiner schönen Hausfrau eine wärmere Empfindung einflößen könnte. Uebrigens war Marja Carlownas Benehmen gegen den Studenten so zurückhaltend, daß es Wladimirs scharfer Augen bedurfte, um den Stand der Dinge zu erkennen. Allmählich wurde sie eingeweicht, allmählich durch Sascha ins Vertrauen gezogen, auf Wladimirs Befehl. Sie richtete für die Revolutionäre in ihrem Hause das Versammlungstokal ein, sie kannte die Arbeit, mit welcher ihr Mieter beschäftigt war, sie täuschte die Polizei, sie verwickelte sich tief in die Verschwörung, alles lediglich Sascha zuliebe. Als ihm Wladimir eines Tages diesen Umstand bemerklich machte, starrte Sascha ihn beinahe erschrocken an. Eine Frau wäre in ihn verliebt? Marja Carlowna! Er glaubte es nicht, es war nicht möglich, es war einfach lächerlich. Und er lachte. Bald aber verging Sascha das Lachen. Er beobachtete, wurde nachdenklich, unruhig. Zu seinem höchsten Erstaunen glaubte er wirklich zu erkennen, daß Wladimir recht hatte, obgleich er es nicht begriff. Aengstlich vermied er fortan, seiner Wirtin zu begegnen oder sie anzureden. Zu dieser Zeit schenkte Anna Pawlowna den Nihilisten das einsame Gärtnerhäuschen in der Vorstadt; Sascha wohnte dort zusammen mit Wladimir und besuchte das Haus Marja Carlownas von nun an lediglich um der Versammlungen und seiner chemischen Arbeiten willen. Dann wurde er nach Eskowo geschickt, um Wera zu holen.

Während seiner Abwesenheit ging in Marjas Benehmen gegen die Nihilisten eine Veränderung vor, die Wladimir mit Besorgnis erfüllte. Sie wurde unfreundlich und lau gegen die Operationen der Genossenschaft, bedrohliche Anzeichen, denen beizeiten begegnet werden mußte. Natürlich war Saschas alberne Sprödigkeit die Ursache von Marja Carlownas Kälte. Das mußte ein Ende nehmen, und deshalb hatte Wladimir Sascha heute abend zu der schönen Wirtin geschickt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Was ist nun das wieder? dachte Sascha, lang-

sam der Teeschenke zusehlendernd. Was will sie von mir? Wenn ich Wladimir Wassilitsch wäre. Aber so! Es kann nichts daraus werden, es ist unmöglich. Was würde Anna Pawlowna von mir denken. Sie müßte mich ja verachten. Das müßte sie.

Er blieb stehen; am liebsten wäre er wieder umgekehrt. Ein heftiger Unwille gegen Wladimir bemächtigte sich seiner.

Wie kann er das von mir verlangen? Es ist abscheulich! Was kümmert's mich, daß sie schön ist und die Männer verrückt macht. Wer weiß, was das für eine ist. Aber nein, damit tue ich ihr unrecht. Warum sie wohl zuweilen so traurig sein mag? Und wie sie mich immer ansieht! Uebrigens sind wir ihr Dank schuldig, sie tut viel für die Sache. Aber deswegen kann ich doch unmöglich zu ihr gehen und ihr sagen, daß ich sie lieb hätte. Es wäre ein Betrug und eine große Lüge. Was soll ich tun?

Er überlegte.

Wenn ich nur nicht gehorchen müßte. Aber es ist eine Aufgabe, die mir von meinem Vorgesetzten aufgetragen wurde. Wie darf ich da nicht gehorchen? So will ich mich denn bemühen, möglichst freundlich gegen sie zu sein. Uebrigens halte ich sie für eine anständige Frau. Sobald sie eingesehen haben wird, daß ich nichts für sie empfinde, nichts als Dankbarkeit, daß ich also ihr Liebhaber nicht werden kann, wird sie alles beereifen. Es ist am besten, ich rede ganz offen mit ihr. Sie wird sich schämen und alles wird gut werden. Wahrscheinlich kann sie mich dann nicht mehr leiden. Um so besser.

So ermutigte sich Sascha, dabei immer tiefer sich in eine Art von moralischer Entrüstung hineinredend. Zugleich begeisterte er sich für den Gedanken, Marjas Seele zu retten. Auch über die „Sache“ wollte er mit ihr reden und sie flehentlich bitten, ihren Groll gegen ihn nicht auf diese zu übertragen.

In solcher Verfassung erreichte er die Teeschenke. Aber Marja Carlowna befand sich nicht im Gastzimmer, was Sascha sehr angenehm war. Er setzte sich in einen Winkel, bestellte Tee und schielte bei jedem Oeffnen der Thür hinüber, in der Furcht, die hohe Gestalt eintreten zu sehen. Doch sie kam nicht. Schließlich wurde er ganz unruhig.

Seltsam! Warum kommt sie nicht, wenn sie mich doch erwartet? Wladimir wird böse sein. Aber ich kann wirklich nichts dafür. Ich habe es gleich gesagt, daß es Unsinn ist; sie denkt gar nicht an mich. Nun, mich freut's. Wenn es nur der Sache nicht schadet.

Dieser letzte Gedanke beunruhigte ihn sehr. Er begriff plötzlich, welche Wichtigkeit es für die Sache hatte, die Wirtin bei guter Laune zu erhalten.

In seiner Unruhe fragte er nach ihr. Sie würde wohl irgendwo sein, gab man ihm zur Antwort. Endlich faßte er den Entschluß, sich hinauf in sein Laboratorium zu begeben; vielleicht begegnete er ihr im Hause.

Er bezahlte, verließ das Zimmer und stieg die dunkle Treppe hinauf, deren Stufen unter seinem Tritt ächzten und knarnten. Seit Wochen hatte er nicht gearbeitet, das heißt, kein Dynamit verfertigt, das einzige, was ihm zu tun erlaubt worden war. Alles, was er fabrizierte, wurde stets sogleich abgeholt, des Nachts von Frauen. Welche Quantitäten hatte allein Natalia Arkadiowna mit ihren schwachen Kräften fortgeschafft!

Wozu sie es wohl brauchen? dachte er. Wenn ich Wladimir Wassilitsch frage, lächelt er nur. Sie werden doch nicht den Kreml in die Luft sprengen wollen? Ein solches Verbrechen! Alle die schönen Heiligenbilder! Und warum wohl? Als ob man damit — —

Aber er wagte es nicht, den Gedanken auszu- denken.

Da hörte er Marja Carlowna singen; leise, klä- gend. Die Stimme kam aus ihrem Schlafzimmer, da- ran er vorüber mußte und dessen Tür offen stand. Unschlüssig, was er beginnen sollte, tat er noch einige Schritte und blieb dann stehen. Jetzt sah er sie. Sie stand, das Gesicht von ihm abgewendet, am Tische, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt; die Kerze beleuchtete das reine und stolze Profil. Sie sah merkwürdig jung aus.

Und wie sie sang!

Um ihres Gesanges willen war sie berühmt. Wie oft hatte Sascha in seinem Laboratorium mit Ent- zücken zugehört, wenn sie unter ihm in ihrem Schlaf- zimmer ihre wilden Tatarenlieder sang. Dann hatte er sich hinaus auf die Treppe geschlichen und ge- lauscht; oft bis in die Nacht hinein. Er verstand von der fremden Sprache kein Wort, er verstand nicht einmal die Empfindung, welche die bald wilden und leidenschaftlichen, bald sanften und zärt- lichen Weisen beseelte.

Und doch befand er sich während ihres Gesanges unter einem Bann, aus dem er sich erst befreien konnte, wenn der letzte Ton verhallt war. Mit todes- trauriger Seele schlich er dann jedesmal zu seiner Arbeit zurück.

Auch heute erging es ihm wunderbar. Wie hatte er sein Inneres gegen sie gewappnet, wie wollte er sie erniedrigen und beschämen! Nun sang sie und nun dauerte sie ihn; so wehmütig und traurig klang ihr Lied.

Er nahm sich vor, die Treppe vollends hinauf- zusteigen und später, wenn sie nicht mehr sang, ihr alles zu sagen, was er gegen sie auf dem Herzen hatte. Aber er war bereits von ihr bemerkt worden. Ihren Gesang abbrechend, rief sie seinen Namen: „Alexander Dimitritsch!“

Sie blieb am Tische stehen und sah ihn an; mit jenem funkelnden Blick, den er an ihr kannte und fürchtete.

Ob sie wieder ihre bösen Stunden hat? dachte er. Aber dann singt sie nicht.

Und er ging langsam auf die Tür zu.

„Darf ich hineinkommen?“ fragte er, unwillkür- lich mit gedämpfter Stimme redend.

„Kommen Sie nur herein. Ich habe auf Sie ge- wartet. Es ist spät.“

„Ich dachte, Sie würden hinunter ins Schenkzim- mer kommen.“

„Nein.“

Er war eingetreten und hatte in seiner Verwir- rung die Tür hinter sich zugemacht.

Das hätte ich nicht tun sollen, dachte er in dem- selben Augenblick. Was muß sie davon denken! Als ob ich mit ihr allein sein wollte. Und er ärgerte sich über sich selbst, fühlend, wie er unter ihren mächtigen Augen, die sie nicht von ihm wandte, bis an die Haarwurzeln errötete.

Sie liest in deiner Seele, sie weiß alles. Um so besser! so brauche ich es ihr nicht zu sagen.

„Es ist spät,“ wiederholte Carlowna; „du hast mich lange warten lassen.“

Sie ging zu einem Schrank, dessen Türen seltsam groteske Schnitzereien bedeckten, nahm daraus eine Flasche und ein Glas hervor und schenkte ein: eine Mischung von Kwas und allerlei Essenzen, die sie selbst braute. Dann holte sie eine Schale mit Back- werk, die sie auf den Tisch setzte.

„Trink und iß und sei mir willkommen!“

Sascha zauderte.

„Es ist kein Liebeszauber,“ sagte Marja mit ru- higem Spott. „Wenn du bei mir bist, mußst du dich als meinen Gast behandeln lassen. Einem Tataren

ist sein Gast heilig; und heilig sollst du mir sein.“

Sie sagte das mit solchem Ernst, daß Sascha nicht wagte, ungehorsam zu sein. So frank er von dem Gebräu, das sehr kräftig schmeckte und aß von dem Gebäck.

„Nun habe ich dich mit Trank und Speise gelobt, nun werde ich dich nicht verraten können.“

„Verraten? Wollten Sie mich verraten?“

„Du hörst ja, daß ich es jetzt nicht mehr kann.“

„Aber ich bitte Sie, sagen Sie mir — —“

Es lag etwas in ihrem Wesen, das ihr Gewalt über ihn gab. Sie deutete auf einen Sitz und er nahm Platz. Während Marja Carlowna vor ihm stand und ihn ansah, dachte sie: Er liebt eine an- dere und er ist ein Mann, für den es auf der Welt nur eine Frau gibt. Das wußte ich, da ich ihn zum erstenmal sah. Und ich wußte, daß ich damals jene eine Frau sein würde. Jetzt fürchtet er sich vor mir, aber er ist in meiner Macht. Wenn ich wollte, könnte ich die erste Frau sein, die er auf den Mund küßt. Was hülfte es mir? Und ihn würde es verderben. Doch will ich eigentlich von ihm?

„Du denkst Uebles von mir,“ sagte sie endlich, „weil ich dich bei Nacht in mein Zimmer lockte. Es ist dir unleidlich und du möchtest gern fort von mir. Dennoch bleibst du. Uebrigens warum bist du gekommen?“

„Wladimir Wassilitsch befahl es mir,“ stieß Sascha hervor. Mein Gott, dachte er, welche Lage! Was gibt es für Sachen. Wenn Anna Pawlowna das wüßte!

Marja Carlowna war nicht beleidigt.

„Wladimir Wassilitsch befahl dir zu kommen? Das wußte ich. Und ich weiß, daß du ihm gehorchen mußt. Deshalb schmückte ich mich und setzte mich hierher und erwartete dich. Ich hatte Sehnsucht nach dir und wollte dich ansehen; die ganze Nacht hin- durch. Du warst so lange fort und ich liebe dich so unsäglich.“

Sie sprach, ohne eine Bewegung zu tun, ohne eine Miene zu verziehen mit fast tonloser Stimme.

Sascha wollte aufstehen. Sie verwehrte es ihm.

„Bleibe und höre mich, sonst halte ich dich mit meinen Lippen zurück; du weißt nicht, wie ich kü- sen kann. Wer von mir geküßt wird, ist verloren und mir verfallen, und wenn die Heiligen selbst ihn retten wollten. Ich ließ dich von Wladimir Wassi- litsch herschicken, um dir zu sagen, daß du Ruhe vor mir haben sollst; du bist zu gut für mich. Wenn du wärest wie Wladimir Wassilitsch oder wie Boris Alexeiwitsch, so würde ich mir kein Gewissen daraus machen, dich zu verderben. Aber freilich, dann wür- de ich dich auch nicht so unsinnig lieben. So wie du nun einmal bist, habe ich über deine Seele keine Gewalt, und wen ich liebe, der muß mir mit Leib und Seele gehören, oder ich käme von Sinnen. Ich habe noch niemals geliebt. Du bist der erste und wirst der letzte sein. Und gerade dich darf ich nicht anrühren.“

Ihr Gesicht wurde fahl, sie begann zu zittern. Aber sie machte noch immer keine Bewegung, wen- dete noch immer nicht den Blick von ihm.

Sie ist von Sinnen gekommen, dachte Sascha. Denn wie ist es sonst möglich, daß ein Weib so reden kann? Die Aermste!

Marja Carlowna fuhr fort: „Also ich ließ dich von Wladimir Wassilitsch zu mir schicken, weil du mich kennen lernen sollst. Weißt du, warum ich dir von meinem Wein zu trinken und von meinem Brote zu essen gegeben? Um dich vor meiner Rache zu schützen. Denn bei uns Tataren darf ein Weib einen Mann, den es gespeist und getränkt hat, nicht tö- ten.“

Sascha erhob sich.

„Was reden Sie da?“ fuhr er heftig heraus, „Sie vergeben sich in Ihrer Würde und das dürfen Sie nicht. Beruhigen Sie sich doch! Bedenken Sie doch!“

„So will ich denn gehen!“ rief er endlich, da sie ihm keine Antwort gab.

„Bleiben Sie,“ bat sie demütig. „Hören Sie mich an.“

„Gute Marja Carlowna, ich würde Sie doch nicht verstehen.“

Er wollte gehen. Da löschte sie das Licht.

„Was tun Sie? Gleich zünden Sie das Licht an!“ rief Sascha zornig.

Aber Marja antwortete nicht.

„Wo sind Sie? He, Marja Carlowna!“

Alles blieb still. Er tastete nach der Tür, fand sie aber nicht.

Was tu' ich? dachte Sascha. Rufe ich, so kommt das Gesinde; und was müssen die Leute von ihrer Herrin denken, wenn sie mich im Dunkeln hier finden? Was gibt es für Weiber! Es ist nicht zu glauben.

Er blieb stehen.

„Marja,“ rief er leise und bittend. „So hören Sie doch, Carlowna! Wo sind Sie?“

Da fühlte er sich von ihren Armen umschlungen. Er wollte sich losreißen; aber sie glitt an ihm nieder und blieb auf den Knien vor ihm liegen.

Was war das?

Sie weinte.

Er erschrak bis ins Herz hinein. Vor diesem erstickten Schluchzen schwand sein Zorn. Dem Jammer des Weibes zu seinen Füßen vermochte er nicht zu widerstehen.

„So stehen Sie doch auf. Um Gottes willen — Was tun Sie nur?“

Er beugte sich zu ihr herab und wollte sie aufheben; aber als er ihren warmen, zuckenden Leib fühlte, ließ er sie los.

„Sie sind unglücklich! Kann ich Ihnen helfen? So reden Sie doch!“

Er wartete auf Antwort, angstvoll mit laut pochendem Herzen. Sie weinte stärker, es schüttelte sie wie im Krampf.

Aber sie stammelte und lallte, so daß er anfänglich nichts verstand. Endlich sprach sie zu ihm: „Ich bin so schlecht, so verworfen. Ich bin nicht wert, deinen Fuß zu küssen. Aber stoße mich nicht fort. Erlöse mich! Reinige mich mit deiner reinen Seele! Ich will alles tun, was du verlangst; ich will so demütig sein, so gehorsam. Seit ich dich kenne, weiß ich erst, was ich gewesen bin. Sei barmherzig! Tritt mich mit Füßen, beschimpfe mich, nur laß dir gefallen, daß ich dich liebe, damit die brennenden Spuren auf meinen Lippen verlöschen.“

„Marja Carlowna!“

Seine Stimme zitterte.

„Richte mich!“

„Wir sollen nicht richten. Aber — welches ist deine Schuld?“

Sie sagte es ihm. Zu seinen Füßen, schluchzend und weinend erzählte sie ihm ihre Geschichte, die Geschichte einer Verworfenen. Sascha hörte zu, das Herz zerrissen von Entsetzen und Mitleid. Dann sprach er ihr zu, leise, mit stockender Stimme, lange, lange; dann hob er sie auf und küßte sie auf die Stirn.

Sie erbebt und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Der Morgen dämmerte, als sie ihm die Tür öffnete.

„Arme Marja! Arme, arme Marja,“ murmelte Sascha; die Treppe zu seinem Laboratorium hinauf steigend. „Wer hätte das gedacht. Aber wer kann sie verdammen?! Wladimir Wassilitsch hat recht: sie sind unsere Verderber, unsere Mörder.“

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Eine einzige Stunde „unter dem Volk“ verlebt,

hatte Wera manche Erfahrung, manche Enttäuschung gebracht. Es war nicht zu leugnen, daß das Volk von seinen zukünftigen Beglückern wenig wußte, gar nichts von ihnen wissen wollte. Sie hatte es sich ganz anders vorgestellt. Das Mißtrauen, dem die beiden jungen Propagandisten überall begegneten, die Verachtung, die man ganz unverhohlen für sie zur Schau trug, erfüllten ihre Seele mit tiefem Kummer. So war es denn in Moskau geradeso wie in Eskowo, die Tausende hier waren gewiß nicht weniger unglücklich und vielleicht ebenso unwissend, wie die Hunderte dort; aber diese sowohl wie jene schienen ihren unwürdigen Zustand nicht einmal zu fühlen, befanden sich augenscheinlich ganz wohl dabei, wünschten durchaus keine Besserung. Und doch war Besserung dringend notwendig. Diejenigen, welche die Leiden des Volkes kannten und ihm helfen wollten, hatten die Verantwortung übernommen, wehe ihnen, wenn sie ihre Aufgabe nicht erfüllten! Das Verderben eines ganzen Volkes würde über sie kommen.

So durfte denn in den Bemühungen um das Volk nicht nachgelassen werden.

Und Wera betrat mit ihrer Freundin die Wohnstätten des Volkes, sie sah sein moralisches und physisches Elend, seine Roheit und seine Laster; und sie drängte dem Volke voll tiefsten Mitleids die Hilfe der „Auferstandenen“ auf. Wenn sie beschimpft und verhöhnt wurde, bat sie, sie anzuhören; wenn man sie fortjagte, versprach sie, wiederzukommen.

Aber was bedeuteten ihre schwachen, matten Worte gegenüber der glühenden Begeisterung, mit der Natalia Arkadiewna beim Volke die Sache des Volkes führte. Mit tiefster Ergriffenheit sah Wera, wie die vom Tod Gezeichnete plötzlich wunderbar auflebte; mit Entzücken erlebte sie, wie das Wesen ihrer Freundin auf diesen und jenen — und gerade auf die Rohesten — eine gewisse Wirkung ausübte. Daraus schöpfte sie neue Hoffnung, für das Volk sowohl wie sich selbst. Hätte sie nur besser zu dem Volke reden können, sie, die doch eine Tochter des Volkes war! Wie sprach dagegen Natalia Arkadiewna, die ihr ganzes Leben fern vom Volke, in Palästen zugebracht hatte! Mit ihrer schwachen Stimme predigte sie mächtig das Evangelium einer neuen Zeit: Gleichheit! Gleichheit! während Wera nur stammelte: Arbeit! Arbeit! nur flehte: Trinkt nicht den schändlichen Branntwein! Lernt etwas, tut etwas, seid nützlich! Einmal überfiel sie tödlicher Schrecken. Natalia Arkadiewna verkündete künftige Teilung allen Besitzes, und die Leute hörten auf sie — zum erstenmal!

Wera nahm sich vor, mit Natalia Arkadiewna darüber zu reden, sie zu bitten, nicht solche Dinge zu sagen. Sie könnten ja doch nicht in Erfüllung gehen. Denn am Tage nach der Verteilung schon würde der Besitz wieder ungleich sein; der eine mehr haben als der andere; es müßte also immer wieder von neuem geteilt werden.

Manche wollten ihre Flugblätter gar nicht nehmen, andere nahmen sie und zerrissen sie vor ihren Augen, oder drohten, die verbotenen Schriften der Polizei zu bringen. Schließlich hatten sie aber doch die letzten fortgegeben.

„Komm,“ sagte Natalia Arkadiewna, „jetzt fahren wir nach Dawidkowo zu Grischa Michailitsch Potechin.“

„Zu Grischa Michailitsch Potechin. Wer ist das?“

„Ein Prachtmensch, du wirst ihn kennen lernen.“

„Was sollen wir bei ihm?“

„Für die Sache Propaganda machen.“

„Aber es ist schon spät.“

„Wir übernachten dort.“

„Bei ihm?“



„Bei seiner Mutter.“

„Erwartet sie uns?“

„Ich bin sicher, daß sie uns einen Wagen geschickt hat, der gewiß längst am Dorogomilow-Schlag hält. Bis Dawidkowo sind es zehn Werst. Grischa Michailitsch ist nämlich Landwirt.“

„Wir fahren auf das Land hinaus?“

„Das freut dich?“

„Nun ja.“

„Und du bist noch nicht zwei Tage in Moskau.“

„Gewiß viel länger.“

„Rechne doch nach.“

„Wahrhaftig. Noch nicht volle zwei Tage. Wie ist das möglich?“

Eskowo schien ihr so in die Vergangenheit entrückt, daß ihr beinahe angst wurde. Wie konnte dem Menschen so gänzlich entschwinden, was ein halbes Leben hindurch seine Welt gewesen war? Also ließ sich nichts fest und dauernd besitzen. Nicht einmal die Erinnerung.

Es war so, wie Natalia gesagt hatte: am Dorogomilow-Schlag hielt der Wagen, eine zierliche Kibitka mit munteren Steppenpferden bespannt, von einem jungen, munteren Kutscher gelenkt. Er zog mit ungeschickter Höflichkeit seine Mütze, wobei er sich vor den beiden Mädchen wie vor einer Exzellenz bis zum Boden verneigte und seinen breiten Mund zu einem Lächeln verzog, so daß sein hübsches, frisches Gesicht wie aufgeschlitzt erschien. „Da bist du ja, Mischka! Wie steht's in Dawidkowo?“

„Nu, so so.“

„Ist Mascha Minitsehna wohl?“

„Wohl und emsig wie ein Bienehen.“

„Und Grischa Michailitsch?“

„O der!“

„Nun so rede doch.“

„Das ist ein Väterchen! Trinkt Kwas und ißt Gurken und läßt die Bauern tun und treiben, was sie wollen. Sein Mütterchen schüttelt ihr Köpfchen dazu. Aber was hilft's Nun, Gott wird barmherzig sein!“

„Wir wollen fahren, Mischka.“

„Gleich, gleich, Mütterchen Natalia Arkadiewna.“

Die Mädchen stiegen ein, Mischka kletterte auf den Boek, schwang seine lange Peitsche, begann ein zärtliches Gespräch mit den Brauen und fort ging's.

Wie schön war es, nachdem die letzten Häuser hinter ihnen lagen und sie über dem freien Lande den weiten Horizont sahen, der auf den fernen, grünen Höhenzügen ruhen schien. Wie wunderschön, als sich rechts und links am Wege die Felder mit der jungen Saat hinzogen, daneben die dunkle Ackerkrume, welche schon Kartoffeln und Rüben in sich barg.

Der Wind hatte nachgelassen, der Himmel, vom Gewölk befreit, wurde leichter und leichter.

Und die laue würzige Frühlingsluft! Wera atmete in tiefen Zügen, als käme sie aus einem Krankenzimmer.

Als sie die ersten Weiden, den ersten Birkenwald sah, fühlte sie sich ganz glücklich. Wie grün war seit zwei Tagen alles geworden. Es war wirklich erstaunlich. Das Gras so hoch, daß es gewiß bald gemäht werden konnte.

Um Weras Freude voll zu machen, begann Mischka zu singen, ein übermütiges Lied, so voll unbändiger Lebenslust, daß der Gesang zuletzt eitel Jubel und Geschrei wurde, das weithin durch den stillen Abend drang. Wera hatte gar nicht gewußt, daß das unglückliche russische Volk solche jauchzenden Lieder singen könnte.

Sie versuchte ihre Gedanken Natalia Arkadiewna auszudrücken, aber diese litt unter den gellenden

Tönen, und Wera war froh, als der Bursche endlich seinen Gesang mit einem wilden Aufschrei schloß.

Sobald Natalia, die keine Gelegenheit versäumte, mit dem Volk zu verkehren, sich etwas erholt hatte, begann sie: „He, Mischka!“

Mischka wandte sogleich sein rotes, lustiges Gesicht nach ihr um.

„Mütterchen Natalia Arkadiewna?“

Die schwache, kranke Natalia flößte dem von Gesundheit und Leben strotzenden Burschen solchen Respekt ein und kam ihm so alt vor, daß er sie niemals anders anredete.

„Ich will dir eine Geschichte erzählen. Hörst du gern Geschichten?“

Mischkas vergnügte Aeuglein sagten ihr, daß er für sein Leben gern Geschichten hörte.

„Dann paß auf.“

Er paßte auf, mit Ohren und Augen. Seine Rößlein ließ er traben, wie sie traben wollten; die lieben Seelchen wußten ebensogut wie er, wo es nach Dawidkowo ging.

Natalia Arkadiewna erzählte.

„Es waren einmal zwei Brüder, die hießen Stepan und Iwan. Stepan war der ältere von beiden. Sie kamen mit ihren Weibern aus Asien herüber und waren die ersten Menschen in Rußland. Iwan, der jüngere, wollte, daß sie alles Land gleichmäßig unter sich teilten; aber das Weib des Stepan veranlaßte ihren Mann, als den Erstgeborenen, einen größeren Teil zu beanspruchen. Darüber gerieten die beiden Brüder in Streit. Endlich einigten sie sich dahin, daß derjenige, der am Abend zuerst einen großen Acker ungepflügt hätte, der Herr des anderen sein sollte.“

Doch des Stepan Weib ging in den Wald, sammelte kräftige Kräuter und kochte davon eine Suppe. Davon aßen Iwan und sein Weib und sie verfielen alsbald in einen tiefen Schlaf. Nun pflügte Stepan den Acker um und ward dadurch, durch Trug und Täuschung, der Herr seines Bruders und aller seiner Nachkommen.

So ist es geschehen, durch Trug und Täuschung, daß in Rußland die Herren und die Knechte — die Gutsbesitzer und die Bauern entstanden sind. Deshalb soll der Bauer sein Land, das ihm betrügerisch genommen worden ist, sich wieder nehmen.“

So erzählte Natalia dem Knecht, der sich über die hübsche Geschichte totlachen wollte. Dann ging über der Steppe der Vollmond auf. Bald darauf langten sie an.

Lichter tauchten auf, Hunde bellten, Wera sah hohe Lindenbäume, an denen die jungen Blätter gleich zahllosen kleinen lichten, an den Zweigen hängenden Schmetterlingen und Käfern funkelten. Sie fuhren mitten in den Glanz hinein und hielten vor einem kleinen, zierlichen Hause, das wie verzaubert unter mächtigen Büschen von weißem Flieder und Goldregen dalag. Längs der efeuumsponnenen Mauern zogen sich breite Rabatten voller Narzissen hin. Dunkelrote Vorhänge glänzten hinter den erleuchteten Fenstern, an deren einem sich jetzt die Gestalt eines großen, stattlichen Mannes zeigte. Er riß das Fenster auf, beugte sich heraus und rief mit einer Stimme, die von Kraft und Lebenslust dröhnte: „Bringst du sie mit, Mischka? Wer ist die andere?“

„Das ist meine Freundin, Wera Iwanowna Martjanow.“ antwortete Natalia. „Ich mache Ihnen und Ihrer Mutter ein Geschenk mit ihr. Sie ist glücklich über Ihre Lindenbäume, Ihren Flieder und Ihre Narzissen. Sehen Sie sie nur an.“

Wera wußte nicht, wie es zugegangen war, daß Grischa Michailitsch plötzlich dicht vor ihr am Wagen stand. Genug, er stand da, half Natalia aus-

steigen und sah dabei, wie ihm geboten worden, Wera so aufmerksam und eindringlich an, daß diese fühlte, wie sie erröte.

Unterdessen war auch Mascha Mintscha, das Mütterchen, aus dem Hause getreten. Sie trug ein altmodisches schwarzes Seidenkleid und eine hohe Haube aus schneeweißem Tüll, mit gelben Seidenbändern garniert. Ihr mildes altes Gesicht strahlte von Wohlwollen und Güte.

„Seid Ihr denn nicht erfroren, meine Täubchen?“ rief sie mit sanfter, etwas klagender Stimme. „Nicht ganz und gar verhungert auf der weiten Reise? Aber so kommt doch ins Haus.“

Sie umarmte Natalia Arkadiwna, wobei sie in aller Heimlichkeit das Zeichen des Kreuzes über sie machte. Grischa Michailitsch wollte unterdessen auch Wera vom Wagen helfen, doch diese schwang sich ohne die Hilfe der beiden ausgestreckten kräftigen Arme von dem hohen Sitz herab. Der junge Gutsherr betrachtete sie voller Bewunderung.

„Aber Grischa! He, Grischa!“ rief das Mütterchen, das mit Natalia bereits in das Haus getreten war.

Da besann er sich, daß er den Gast, der gänzlich fremd in Dawidkowo war, ins Haus führen müßte. Wie unhöflich er war!

„Verzeihen Sie,“ stammelte er. „Verzeihen Sie! Wie nannte Sie Natalia Arkadiwna?“

„Ich heiße Wera Iwanowna.“

„Verzeihen Sie, Wera Iwanowna. Darf ich Sie ins Haus führen? Ich freue mich sehr, daß Sie die Güte hatten, Natalia Arkadiwna zu uns zu begleiten. Und mein Mütterchen freut sich ebenfalls sehr — sehr — sehr.“

Er bemühte sich, seine Stimme zu dämpfen, was indessen bei seinem mächtigen Organ nicht leicht möglich war; und als er Wera die dreifache Versicherung der Freude seines Mütterchens gab, sprach er so laut und feierlich, als rede er zu einer Volksversammlung.

„Aber die Narzissen könnt ihr euch ja morgen am Tage ansehen. So kommt doch nur herein! Das Wasser im Samowar ist ganz böse, daß es so lange kochen muß und zischt und sprudelt. Anuschka hat uns Schnepfen gebraten und Spiegeleier und Barsche. Und Tschü und Grütze gibt's auch.“

Sie trippelte voraus, ins Speisezimmer, wo der Tisch gedeckt war und Anuschka, Grischas Amme, in eigener Person die Speisen auftrug und segnete, was Grischa höchst mißfällig zu bemerken schien. Auch setzte er sich, ohne sonderlich auf das Gebet zu achten, welches sein Mütterchen leise vor sich hinhimmelte.

Plötzlich rief Mascha Manitscha: „Du bist ja ein wunderhübsches Täubchen! Aber Grischa, so sieh doch!“

Sie war zu Wera getreten und wiederholte, während sie, um besser sehen zu können, die kleine weiße, fette Hand über die Augen legte: „Ein wunderhübsches Täubchen!“

„Aber Mütterchen!“ sagte Grischa vorwurfsvoll.

Er war noch tiefer errötet als Wera.

„Schon gut, schon gut! Ich schweige schon. Zank' nur nicht wieder mit deinem Mütterchen,“ rief sie weinerlich und setzte sich an ihren Platz, der Amme gegenüber, die Wera böse und feindselig anstarrte.

„Aber nun wollen wir essen,“ rief Natalia Arkadiwna heiter. „Ich sterbe vor Hunger. Anuschka, bitte, reichen Sie mir die Grütze. Nein, danke. Ich nehme keinen Rahm dazu.“

„Das weiß man,“ murzte Anuschka. „Sie halten es für eine Sünde, Rahm zur Grütze zu nehmen, weil die Bauern sie ohne Rahm essen. Wer hat so was erlobt?! Von meinen Spiegeleiern können Sie

nehmen — Spiegeleier essen die Bauern. Aber von den Schnepfen dürfen Sie keinen Bissen anrühren — gebratene Schnepfen sind giftig. Und Grischa darf auch keine Schnepfen essen, das wäre eine Sünde. Vielleicht erlauben Sie ihm Spiegeleier und Grütze: Grütze ohne Rahm. Grischa, he, Grischa! Nimm die Grütze, mein Söhnchen, Grütze ohne Rahm, ohne Rahm: —“

Und Anuschka begann heftig zu schluchzen.

Um sie zu besänftigen, nahm Grischa Rahm zur Grütze. Als er Wera bat, ihm die Schüssel zu reichen, vermied er es, sie anzusehen, denn er schämte sich. Es war auch zu dumm, über Grütze ohne Rahm ein solches Geschrei zu erheben. Was sie denken mußte! Und sein Mütterchen hatte sie vorher auch so schwer beleidigt. Grischa war mit seinem Mütterchen, mit Anuschka und mit sich selbst recht unzufrieden. Dabei war er doch so glücklich, daß er am liebsten vom Tische aufgestanden wäre um sogleich zu tun, was Natalia Arkadiwna seit einem halben Jahr unaufhörlich von ihm verlangte, sein halbes Gut an die Bauern zu verschenken. Sein Mütterchen hatte recht, Wera war wunderhübsch! In seiner Angst vor Anuschka aß er inzwischen, was ihm unter die Hände kam: Grütze und Spiegeleier, Barsche und Schnepfen, ein Vorgehen, welches Anuschka mit der Menschheit — Natalia Arkadiwna und die „Neue“ ausgenommen — wieder versöhnte. Das Mütterchen war zu aufgeregt, um etwas genießen zu können; alle Augenblicke legte sie die Hand über die Augen und sah zu Wera hinüber.

Zum zweitenmal seit zehn Minuten dachte diese: Er ist wirklich ein Prachtmensch! Seiner Amme zuliebe ißt er Grütze mit Rahm. Das täte kein anderer.

Natalia Arkadiwna rührte von all den Leckerbissen, die auf dem Tische standen, wirklich nur die Grütze und das grobe Brot an. Sie konnte es gar nicht vertragen, wollte aber dennoch von dem feinen Weizenbrote, das eigens für sie gebacken worden war, nichts nehmen.

Dann begann das Mütterchen ihr altes Thema, wobei Anuschka tapfer sekundierte: „Nun, wie steht's in dem Sündenpflu?“ — Damit meinte sie Moskau. — „Hat es dort noch immer nicht Pech und Schwefel geregnet? Ich begreif's nicht! Wie man mir sagt, soll man jetzt dort ein Licht brennen, so hell wie die Sonne. Welche Sünde!“

Sie meinte das Gas, welches Beleuchtungsmaterial ihr so sündhaft vorkam, daß sie sich bei jeder Erwähnung desselben bekreuzigte und segnete. In ihrem Hause wurde nur Oel gebrannt, von ihr selbst aus Mohn destilliert.

Ueberhaupt begriff das Mütterchen die neue Zeit nicht. Ihr Sohn hatte seine Bauern freigegeben. Was sollte das heißen? Ihren Bauern ging es gut, so gut, daß sie ihre Grütze recht gut ebenfalls mit Rahm essen konnten. Aber sie sollten es noch besser haben! Nun, sie war es zufrieden. Grischa würde es ja wissen; wenn nur Grischa zufrieden war. Das konnte er aber nicht eher sein, als bis ersich eine Frau genommen. Aber woher die Frau nehmen? Aus Moskau eine holen, aus dem Sündenpflu, das hätte sie niemals zugegeben. Mit den Nachbarn unterhielten sie keinen Verkehr; die Nachbarn brannten Petroleum, spielten Klavier, ließen sich ihre Kleider in Moskau arbeiten, tranken Wein und aßen Eierpiroggen, die sie „Omelettes“ nannten. Einige sollten sogar Französisch sprechen, statt Russisch! Nein! Aus der Nachbarschaft durfte ihr Grischa sich auch keine Frau nehmen. Und da das Mütterchen nicht wollte, so wollte auch Grischa nicht.

In anderem hatte er seinen eigenen Kopf; zum Beispiel, seinen Bauern gegenüber. Auch fand er

allerlei an der heiligen Religion auszusetzen, ging nur einmal des Jahres, zu Ostern, in die Kirche und wollte den Popen nicht mehr an seinem Tisch haben.

Die Gottlosigkeit ihres Grischa war seines Mütterchens größter Kummer auf Erden. Sie hatte über diesen Punkt mit Anuschka endlose Unterredungen, wobei Ströme von Tränen vergossen wurden und mit Seufzern eine wahre Verschwendung getrieben ward. Die beiden Alten beteten manche halbe Nacht, durch für ihren Grischa, taten für ihren Grischa die heiligsten Gelübde, ja, sie hatten sogar eine weite und beschwerliche Wallfahrt gelobt für ihren Grischa.

Auch die Bekanntschaft Grischas mit Natalia Arkadiewna verursachte in Dawidkowo viel Herzeleid. Eines Tages war sie daselbst erschienen, mit Schmutz bedeckt, vollständig ermattet, halbtot. Sie ruhte sich bei dem Mütterchen aus, aß eine warme Suppe, und wollte weiter. Doch ihre Kräfte versagten. So blieb sie denn. Einen Tag, zwei Tage und länger. Grischa konnte sie zuerst nicht leiden, der Brille und des kurzen Haares wegen. Auch hatte sie schmutzige Manchetten und Kragen. Er ging ihr aus dem Weg und piff, wenn er sie sah. Aber einmal redete sie ihn an und er mußte zuhören. Und er hörte ihr zu, eine ganze Stunde lang, erwiderte aber kein Wort. Dann verließ Natalia Arkadiewna Dawidkowo, und das Mütterchen und Anuschka mußten immerfort die Köpfe schütteln und seufzen, was das nur mit ihrem Grischa war? Er machte sich fürnlich Gedanken! Sogar Anuschkas weit und breit berühmte Speckkuchen schmeckten ihm nicht mehr. Es war ein rechtes Elend! Da, eines Samstags, war Natalia Arkadiewna wieder da und Grischa lief ihr entgegen und fragte in großer Aufregung, ob sie das Bewußte mitgebracht habe?

Sie hatte es natürlich mitgebracht. Deshalb war sie ja nur gekommen, von Moskau! Sie verabschiedete sich gleich wieder, weil sie heute noch nach Pokrowskoje mußte, einem Dorf, welches von Dawidkowo acht Werst entfernt lag. Grischa wollte sie hinaufahren lassen, aber sie wollte zu Fuß gehen. Und sie ging.

Während der ganzen nächsten Woche beschäftigten sich das Mütterchen und Anuschka hauptsächlich damit, daß sie die Hände über dem Kopf zusammenschlugen: ihr Grischa las! Und wie las er! Hochrot im Gesicht. Wenn man ihn anredete, wurde er zornig, Grischa zornig auf sein Mütterchen! Er las Tag und Nacht. Die beiden Frauen wollten schon zum Arzt schicken, als zum Glück Natalia Arkadiewna wieder auf den Hof kam — zum Glück! Denn Grischa empfing sie mit heiler Freude. Sie führten lange Gespräche miteinander, die Grischas Stimmittel vollständig erschöpften. Natalia Arkadiewna blieb eine ganze Woche, während welcher das Mütterchen sie herzlich lieb gewann. Als sie dann wieder in die Telega stieg, um sich von Mischka nach Moskau fahren zu lassen, mußte sie Grischa und dem Mütterchen das feierliche Versprechen geben, sie jeden Samstag zu besuchen; jeden Samstag zu besuchen; jeden Samstagabend sollte der hübsche, muntere Mischka mit seinen hübschen, munteren Braunen in Moskau an dem Dorogomilow-Schlag auf sie warten.

Und so war alles gekommen.

Das Mütterchen Mascha Minitzcha verstand nichts davon; aber — so war eben alles gekommen.

### Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Heiligen mochten wissen, wie es zuging, daß das Mütterchen an alle diese Dinge denken mußte, während sie in ihrem sauberen, behaglichen Speisezimmer, an ihrem mit buntem Sonntagslinnen gedeckten Tische saß, das Wasser im Sannowar kochen

und Anuschka seufzen hörte, bald ihren Grischa ansah, wie der es sich schmecken ließ, bald Wera Iwanowna, wie die so ernsthaft, schön und sauber dassaß. Schließlich war alles recht gut gekommen, und wenn es noch besser käme —

Das Mütterchen wurde immer aufgeregter, fing an zu scherzen und zu schwatzen, fragte Wera nach diesem und nach jenem, wo sie her sei, ob ihre Eltern noch lebten, wer ihre Eltern gewesen? Begierig horchte sie und wurde ganz zornig über die kargen Antworten, die sie bekam. Sie hielt es nicht länger am Tische aus, stand auf und ließ sich von Grischa hinüber ins Wohnzimmer führen.

Dort war es wunderhübsch! An den Fenstern die herrlichsten roten Vorhänge aus Wolle, an den Wänden die bunteste, lustigste Tapete, mit den buntesten lustigsten Bildern; das ganze Zimmer voller hübscher bunter Sachen und Säckelchen, voller bunter\*gestickter Stühle, bunter gestickter Kissen, Fußschemel, Teppiche, Decken. Und alle die bunten bemalten Töpfe, Teller und Tassen; der bunte zärtliche Schäfer aus Meißener Porzellan; die bunten künstlichen Blumen; der bunte Stieglitz in seinem bunten Bauer. Mit einem Wort: ein prächtiges Zimmer!

Natalia und Wera mußten sich auf das Sofa setzen und Grischa aus dem Speisezimmer den Sannowar herüberschaffen, denn ohne ihre sechs Gläser Tee, für die sie eine ganze Zitrone nötig hatte, tat es das Mütterchen nun einmal nicht. Auch bestand sie darauf, daß Anuschka eingemachte Himbeeren und Ingwerkuchen brächte. Freilich naschte niemand als das Mütterchen von diesen Süßigkeiten, die übrigens vortrefflich zubereitet waren. Während sie im vollsten Behagen war, bat sie Natalia Arkadiewna, ihr eine neue Fürchterlichkeit aus dem Sündenpfehl zu berichten. Denn obgleich ihr davor grauste, hörte sie doch sehr gern davon reden, wie sie überhaupt als echte Altrussin Märchen und Geschichten leidenschaftlich liebte, besonders wenn sie recht, recht traurig waren und man dabei bitterlich weinen konnte. Andernfalls taugten die Geschichten nichts und sie ward ganz zornig darüber, daß man eine alte Frau mit solchem „dummen Zeug“ quälte.

„Nun wohl, Mascha Manitscha, so will ich Ihnen etwas erzählen. — Da ist die große Stadt, welche die „heilige“ genannt wird und die aus Kirchen, Palästen und Hütten besteht. In den Kirchen und Palästen liegen unermeßliche Schätze: Gold, Perlen, Edelsteine. Die Popen und Adligen raffen zusammen, immer zusammen, mehr und mehr! Die Perlen und Edelsteine aber sind die Tränen des sterbenden, russischen Volkes, die Rubinen des Volkes Blut.“

„O, o!“ stöhnte das Mütterchen und begann zu schluchzen.

Anuschka war derber geartet. Zum Entsetzen des Mütterchens, das solche bedenkliche Anzeichen nur zu wohl kannte, geriet ihr stattliches, über und über mit Bandwerk und Stickerei bedecktes Haupt in heftiges Schwanken. Sie murte: „Warum muß das russische Volk sterben? Solche Dummheit! Tränen und Blut? Gott wird barmherzig sein! 's ist ganz gesund, dick und fett! Und dann Tränen und Blut? Ja, Schnaps und Branntwein!“

Um Anuschka nicht noch mehr zu reizen, unterdrückte das Mütterchen ihre Rührung, wodurch ihr freilich das halbe Vergnügen genommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)